

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 139

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Klaus-Peter Wolf
Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort von
Karl-Heinz Gajewsky



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 139

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 139

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleich-
tem und alterungsbeständigem Papier.

Coverfoto: Karl-Heinz Gajewsky

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2025 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-2107-4

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Schreiben	7
Henri Nannen	9
Geschichten	11
Nach dem Fußballspiel	13
Remedios und die Kunstszene in Gelsenkirchen	17
An die Redaktion der Zeitschrift ASPHALT, [1971]	19
Wie Cornell Woolrich meinen Deutschlehrer besiegte	20
Auszug aus »Mein Freund Pinto«	25
Auszug aus »Die Fliegen kommen«	31
Kinderspiele	35
Auszug aus »Dosenbier und Frikadellen«	36
Reinhart	40
Begegnungen mit Max von der Grün	42
Auszug aus »...und dann kamst du!«	53
Auszüge aus »Die Abschiebung«	56
Auszüge aus »Traumfrau«	62
Brief an Horst Dieter (Oskar) Gölzenleuchter, 13. April 1994	66
Auszug aus »Samstags, wenn Krieg ist«	68
Auszug aus »Donnas Baby«	75
Kanzelrede in der Altenkirchener Christuskirche	88
Auszug aus »Todesbrut«	98
Auszug aus »Karma-Attacke«	112
Auszug aus »Todesspiel im Hafen: Sommerfeldt räumt auf«	125
Mein Personal	132
Auszug aus »Ostfriesenblut«	134

Auszug aus Bettina Göschel / Klaus-Peter Wolf: »Die Nordseedetektive. Der versunkene Piratenschatz«	140
Nachwort	145
Textnachweise	151
Bibliografie	152
Dank	153

Schreiben

Das Erfinden von Geschichten war immer meine große Leidenschaft. Wenn ich schreibe, bin ich glücklich. Ich wollte nie etwas anderes werden als Schriftsteller. Es ging nicht darum, reich oder berühmt zu werden. Ich wollte einfach nur meine Geschichten erzählen. Figuren an ihre Grenzen bringen. Sie ihre größte Sehnsucht und größte Angst spüren lassen.

Heute kann ich über die traurigen Ursprünge reden. Wenn es bei mir zu Hause schwierig wurde, wenn der Alkohol meinen Vater aggressiv gemacht hatte, die Schreierei und die Streitigkeiten begannen, dann versteckte ich mich oft unter der Spüle. Dort saß ich stundenlang. Ich war in der Grundschule und liebte Bücher. Ich klemmte eine Taschenlampe in die Krümmung des Abflussrohres. So konnte ich unter der Spüle lesen. Ich nahm, was ich gerade kriegen konnte. Von Dostojewski bis zu Angelique Romanen verschlang ich alles. Piratenromane waren mir am liebsten. Ich beamte mich beim Lesen weg. Ich saß plötzlich nicht mehr wehrlos und ängstlich in diesem stickigen Raum unter der Spüle. Ich segelte als Freibeuter über die Weltmeere.

Die Bücher gaben mir Kraft. Die Autoren, die mir so sehr halfen, waren meine Freunde. Meine Helden. Ich wollte werden wie sie. Ich begann eigene Hefte vollzukritzeln und zu malen. Ich entwarf ganze Welten und erlebte darin Abenteuer. Die Verwandlung in andere Figuren hatte für mich etwas Befreiendes, ja Heilendes an sich.

Schreibend konnte ich neue Handlungsspielräume für mich ausprobieren. Zunächst identifizierte ich mich mit den literarischen Figuren und dann begann ich die Welt aus ihrer Sicht zu sehen. Das erdrückende Grau meines Alltags wurde bunt.

Das eigene Schreiben war zunächst ein gut gehütetes Geheimnis. Später teilte ich meine Geschichten mit ein

paar Klassenkameraden. Aber es gab auch einen Erwachsenen, der mir gerne zuhörte und mir Luft unter die Flügel meiner Phantasie pustete: Mein ostfriesischer Onkel Warfsmann.

Noch heute genieße ich es, in die Welt meiner literarischen Figuren einzusteigen und mit ihren Augen die Welt zu sehen. Ich kann ungestraft Verbrechen begehen, oder Leben retten. Ich hocke dabei nicht mehr unter der Spüle, sondern sitze bequem im Strandkorb und trinke Tee. Ich werde zum Serienkiller oder zur Hauptkommissarin. Ich erlebe die Welt mal als Opfer und dann wieder als Täter. Glauben Sie mir, dann sieht die Welt jedes Mal ganz anders aus.

So entsteht in den besten Momenten der Röntgenblick beim Schreiben. Der Blick in die Abgründe der menschlichen Seele

Das Schreiben ist für mich ein Abenteuer mit unsicherem Ausgang geblieben. Ich liebe es!

Henri Nannen

Ich war ein kleiner, schwächlicher Junge mit einem unerkannten Herzfehler und hielt beim Fußball nicht lange durch. Niemand wollte mich in der Mannschaft haben. In Gelsenkirchen, der damals durch Schalke 04 berühmten Fußballstadt, war ich eine echte Schande.

Aber ich konnte lesen und durfte an jedem Wochenende für meinem Onkel Warfsmann, den die Liebe zu meiner Tante Mia von der Küste ins Ruhrgebiet verschlagen hatte, den Stern am Kiosk kaufen. Für mich waren auch noch kleine Salinos, Silberfische und Veilchen drin. Ich mochte Lakritz genau wie er.

Die Bilder sahen wir zunächst gemeinsam an. Bei Politikern wusste er immer gleich die Namen. Bei Filmstars war ich manchmal sogar besser. Dann lehnte er sich zurück, rauchte abwechselnd Pfeife oder Ernte 23 und ich las ihm vor. Ich kapierte nicht alles. Aber ich genoss es. Es war wie ein Ritual.

Viele Erwachsene schüttelten darüber den Kopf. Die einen befürchteten, das sei noch nichts für mich und würde mich verderben. Die anderen behaupteten, Onkel Heinz könne selbst nicht lesen. Ein bisschen recht hatten sie wohl alle.

Sehr früh lernte ich so den Namen eines Mannes kennen, der für Onkel Warfsmann ein Held war: Henri Nannen. Ein Ostfrieze wie er selbst und in seinen Augen der beste Journalist des Landes.

Er nannte ihn Henri, als hätten sie damals in Emden so manches Matjesbrötchen zusammen gegessen, aber ich glaube, sie sind sich nie persönlich begegnet. Onkel Warfsmann war einfach stolz darauf, dass Henri Nannen, der Ostfrieze, sich in der Welt so gut behauptete.

Onkel Warfsmann hatte ein paar alte Stern Ausgaben in seiner Sammlung. In meiner Erinnerung waren die Ti-

telblätter schwarz-weiß. Eine Reise durch Russland in einem roten Mercedes spielte darin eine wichtige Rolle. Besondere Sätze ließ Onkel Warfsmann mich zwei oder dreimal vorlesen. Ich lernte viel, wovon ich noch heute beim Schreiben profitiere. Zum Beispiel klar und bildhaft zu erzählen.

Onkel Warfsmann sagte mal: »Der Henri weiß, wie es geht. Er beginnt mit einem Erdbeben und steigert sich dann langsam. Er macht uns neugierig, warum das Unglück geschehen ist, und führt uns dann in die Tiefe. Mit so einem Erzähler gucken wir gern in den Abgrund.«

Diese Stunden mit Onkel Warfsmann und Henri Nannens Stern, haben mir unendlich viel gegeben. Ich wollte kein Fußballer werden, wie die meisten Jungen in meinem Alter. Ich wollte schreiben. Eine große Hilfe war mir dabei ein ehemaliger Seemann, der sein Geld als Hilfsarbeiter unter Tage verdiente und kaum lesen konnte, aber die richtigen Leute verehrte.

Geschichten

Ich war acht und hatte in der Schule die Frage, was ich später einmal werden wolle, leider wahrheitsgemäß beantwortet. Ich hätte lügen sollen. Alles wurde akzeptiert. Lehrer, Bauer, Fernfahrer, Polizist, Bundeskanzler. Ein Klassenkamerad kam sogar mit der Antwort: »Freibeuter!« durch. Er durfte uns allen dann den Unterschied zwischen Piraten und Freibeutern erklären.

Aber ich hatte zugegeben, dass ich Geschichtenerzähler werden wollte. Genauer gesagt: Schriftsteller.

Damit erntete ich Gelächter. Wir schrieben nämlich schon Diktate und ich war gar nicht gut in Rechtschreibung. Ich brachte Fünfen mit nach Hause und gehörte zum unteren Drittel der Klasse.

In den Pausen auf dem Schulhof hatte ich immer ein paar Freunde um mich herum. Ich erzählte ihnen Geschichten, in denen sie selbst mitspielten. Ich hatte vier Serien gleichzeitig im Programm. Eine spielte unter Piraten, eine unter Cowboys und Indianern, eine im Dschungel und eine im Weltall. Mit solchen Geschichten kann man schon mal eine spannende Pause verbringen. Manchmal kamen wir zu spät in die Klasse zurück. Das Geschichtenerzählen wurde mir verboten. Ich wurde verdächtigt, die Geschichten im Unterricht zu erfinden, deshalb sei ich immer so unkonzentriert.

Ich erzählte die Geschichten aus dem Stegreif, aber das glaubte mir niemand. Ich war acht und praktisch ein verbotener Autor. Natürlich machte ich weiter. Heimlich, wie verbotene Autoren das nun mal tun und ein kleines eingeschworesenes Publikum hatte ich auch schon.

Der Druck auf mich war groß. Vielleicht spürte mein Onkel Warfsmann das. Er nahm mich mit nach Ostfriesland. Damals war das ohne Auto eine beschwerliche Reise mit Bus und Bahn.

Im Zug unterhielten wir uns abwechselnd mit Geschichten. Entweder meine gefielen ihm wirklich, oder war ein hervorragender Schauspieler.

Später saßen wir am Deich. Der Wind ließ unsere Haare flattern und wir beobachteten zwei Schiffe am Horizont. Sie fuhren aufeinander zu. Es sah aus, als könnten sie sich jeden Moment rammen.

Er zeigte hin und sagte: »Mach etwas draus.« Ich erzählte ihm sofort eine Geschichte von einem Liebespärchen, das versuchte, gegen alle Widerstände zusammenzukommen. Sie war in dem einem Schiff. Ihr von Piraten entführter Geliebter auf dem anderen.

Ein paar Tage lang machten wir kaum etwas anderes, als Geschichten zu erfinden. So erlebten wir unzählige Abenteuer.

Als wir zurückfahren, riet mein Onkel mir: »Folge deinem Traum, Klaus-Peter. Lass die anderen ruhig lachen. Du kannst es schaffen.« Dafür bin ich ihm noch heute dankbar.

Nach dem Fußballspiel

»Ach Gott«, ruft das kleine Mädchen, daß seit einer Stunde, aus dem Küchenfenster gelehnt, auf den Vater wartet, »ach Gott, sie haben verloren!«

Sie sieht es ihrem Vater an, wie das Spiel ausging, denn ihr Blick ist schon geübt. Sie erkennt es an seinem roten Kopf, an den Beinen, die sich steif und plump bewegen, statt ausgelassen fröhlich wie nach einem gewonnenen Spiel.

Für das Kind ist das Spiel bitterer Ernst. Es entscheidet darüber, ob es heute Prügel bekommt oder Papis Liebling ist.

Es betet jeden Samstagmorgen in seinem kleinen, zerwühlten Bett: »Lieber Gott, laß doch Papis Mannschaft gewinnen, sonst ist er immer so böse zu Mama, Martin und mir. Weißt du, lieber Gott, wenn Papis Leute gewinnen, dann ist er ganz lustig und wir bekommen dann auch immer ein paar Mark Taschengeld. Martin darf sicher wieder ins Kino, und vielleicht nimmt er mich mit. Bitte, lieber Gott, laß doch die Richtigen Sieger werden. Ich werde auch nie mehr meinem Bruder doof zeigen.«

Diesen Samstag hatte die Kleine umsonst gebetet; der liebe Gott hat sie im Stich gelassen.

Sie hört den Vater schon im Flur fluchen, ist enttäuscht und weint.

Die Mutter wird nervös. Schnell wischt sie noch einmal über den Tisch:

»Damit der Alte ja nix zu meckern hat!«

Das kleine Mädchen wischt sich mit ihrem Rocksäum die Tränen ab. Die Mutter haut ihr eine mit dem Spülappen vors Gesicht:

»Hörst du wohl auf zu brüllen, wilze denn, daß gleich Krach ist?«

Jetzt fängt die Kleine erst recht an zu schluchzen, und als dann der Vater in den Korridor poltert, wo Martin

ihm aus dem Mantel hilft, da laufen ihr Tränen und Schnodder nur so herunter.

Aus Angst, nochmal geschlagen zu werden, wischt sie schnell mit ihrem Kleid über das verheulte Gesicht. Natürlich verwischt sie alles nur, und sieht danach um so schlimmer aus.

Schon hat sie wieder Muttis nervöse Hand im Nacken.

»Du sollst dir doch die Nase nicht am Kleidchen abputzen! Mensch, wenn das der Alte sieht!«

Der steht schon im Türrahmen, verschwitzt und mit einer üblen Alkoholfahne. »Eine Begrüßung ist das hier!« rülpst er.

Alle sehen ihn an. Er setzt sich breitbeinig an den Tisch, nimmt Messer und Gabel in die fleischigen Fäuste, lehnt sich in seinem Stuhl zurück und befiehlt: »Essen!«

»Ich konnte doch nicht wissen, wanne kommst. Da mußte schon noch'n paar Minuten warten«, sagt Mutter und wendet sich ihren Kochtöpfen zu.

»Olle Schlampe!«, brummt der Vater und kramt seine Taschen nach Zigaretten durch.

»Martin! Ich hab keine Glimmstengel mehr. Hol welche, aber beeil dich! Oder haste etwa selbst wat zu rauchen? Du rauchst doch nicht, oder?«

»Nein«, sagt Martin »natürlich nicht.« und denkt, »jeden Samstag dasselbe. Gewinnense isser besoffen, gewinnense nich, isser auch besoffen.«

Martin holt die Zigaretten. Er geht langsam. Er ist froh, die Wohnung für ein paar Minuten verlassen zu können.

»Aber heute Abend«, denkt er, »heute Abend gehe ich ins Kino, da laß ich mich gar nich von abbringen.«

Als er die Wohnung wieder betritt, steht seine kleine Schwester in der Ecke und weint.

Der Vater liegt trotzig auf der Couch.

»Wird auch Zeit, dass kommst! Saubengel! Wir hätten früher auch so rumgammeln sollen, mitte Peitsche hät-tense uns gegeben! Und die Haare kannze dir auch mal wieder schneiden lassen!«

»Natürlich«, denkt Martin, »wenner nich weiß, wo-rüber er meckern soll, bleiben ja immer noch meine Haare.«

Der Vater reißt die Zigarettenpackung auf. Er bietet Martin eine an. »Nein, danke. Ich denke, ich darf nicht rauchen.«

»Wenn dir dein Vatter eine anbietet, darfst du. Los, nimm eine!«

Ehe Martin sich versieht, schlägt ihn der Vater zweimal.

»Nochmal, weils so schön war«, sagt Martin trotzig und schon knallt es nochmal.

Die Mutter kommt aus der Küche gelaufen:

»Mensch, laß den Jungen in Ruhe, der wird nächste Woche sechzehn!«

»Möchte bloß wissen, warum ich dich geheiratet hab!«, schreit der Vater, »ich hätte Weiber haben können, damals, nachem Krieg, nachgelaufen sind se mir da!«

»Ja, meinst du, ich hätte nix besseres finden können! Aber du meinst ja, du wärst der Schönste!«

»Mensch, hau ab, Alte, ich kann dich nich mehr sehen!«
Martin nimmt seinen Mantel.

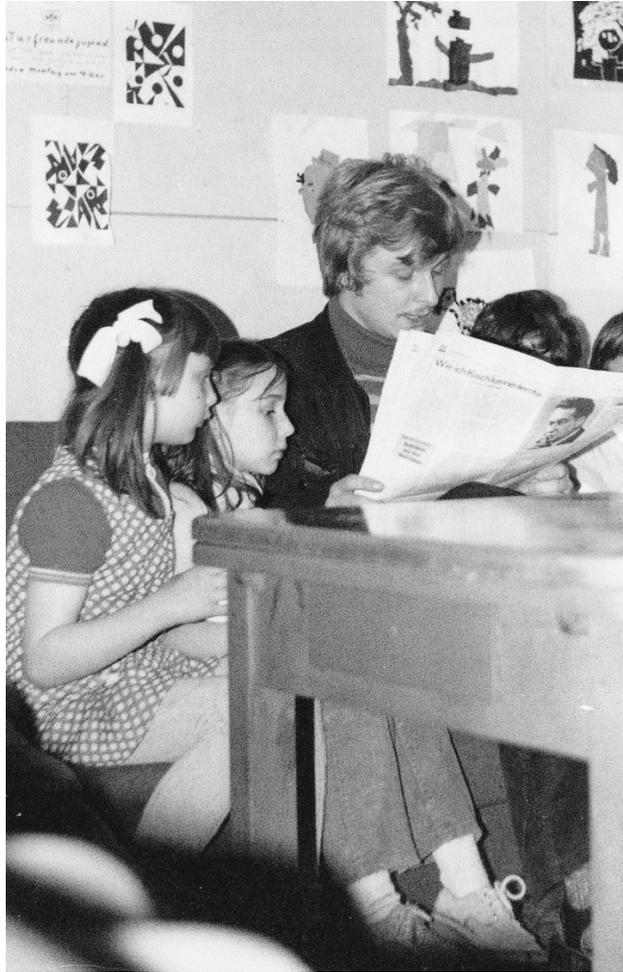
»Der Laden hier kotzt mich an!« Brüllt er und geht.

Die Mutter schließt sich weinend im Schlafzimmer ein, und der Vater beginnt, auf der Couch zu schnarchen.

Nur das kleine Mädchen steht in der Ecke und weint.

»Der liebe Gott ist ja gar nicht lieb«, sagt sie leise gegen die Wand und hofft, daß Papis Mannschaft nächsten Samstag gewinnt.

Klaus-Peter Wolf schrieb diese Erzählung im Alter von 14 Jahren. Sie wurde u. a. in über 40 Zeitungen abgedruckt.



*Geschichten im Haus der Naturfreundejugend, 1972.
Foto: HD Gölzenleuchter.*

Remedios und die Kunstszene in Gelsenkirchen

Ostfriesland – Gern und oft fuhr ich in meiner Kindheit nach Ostfriesland. Es war immer ein Sehnsuchtsort. Jede Gelegenheit, irgendwo mitzufahren, nahm ich wahr. Omis, Tanten und natürlich mein Onkel Warfsmann wussten, wenn es nach Ostfriesland geht, ist Klaus-Peter dabei. Ja, ich habe dann auch schon mal ein paar Tage die Schule geschwänzt, damals nahm man das noch nicht so genau. Nur einmal habe ich wirklich bereut, dass ich in Ostfriesland war und nicht in Gelsenkirchen.

Es war 1970. Ich war sechzehn Jahre alt und hatte erste Kurzgeschichten veröffentlicht. Ich genoss es, als Gelsenkirchens jüngster Literat in der sehr aktiven Kunstszene der Stadt mitzumischen. Eine Freundschaft verband mich mit dem Autor Philipp Wiebe, der mit bürgerlichem Namen Ernst-Adolf Kunz hieß. In seinem Haus lernte ich Heinrich Böll kennen, Josef Reding und viele andere damals renommierte Autoren.

An seinem Wohnzimmertisch wurden wunderbare Geschichten erzählt, über Kunst diskutiert und Aktionen ausgeheckt.

Vor seinem Fenster wucherte eine große Robinie im Garten. Eines Tages fiel der Baum einfach um. Mäuse hatten Löcher zwischen den Wurzeln gegraben. Eine Gärtnerei verlangte 150 Mark, um den Baum zu entsorgen. Das war Philipp zu teuer. So entstand in einer rotweinseligen Nacht eine Idee. Der Baum wurde zersägt. Philipp hatte noch ein bisschen alte Farbe übrig. Silber und Rot. Die Baumreste wurden angemalt und Tree Art war erfunden. Warum nicht?

Pop Art und Eat Art gab es ja auch schon. Ein wohlklingender Künstlernamen musste her und eine interessante Biografie. Der berühmte Objektkünstler Remedios aus Venezuela wurde in Gelsenkirchen geboren

und von einem Lehrer aus Herne mit Baskenmütze gespielt. Eine Philosophie brauchten wir noch oder mindestens eine Kunsttheorie. Er wollte mit seinen dünnen Astgabeln »die politischen und sozialen Verhältnisse in Lateinamerika kritisieren«.

Die erste Ausstellung in Europa fand in der städtischen Kunstsammlung statt und die Posse wurde zu einem großen Ereignis. Viele wichtige Menschen kamen. Kunstkritiker und Sammler. Wir nannten das ganze Happening und lachten uns schief. Reden wurden gehalten. Die Kunst gelobt. Schulklassen durch die Ausstellung geführt. Als Philipp alles auffliegen ließ, diskutierte man die Aktion nicht nur in den Medien, sondern auch auf der Straße. Aus Kunst war wieder ein öffentliches Ereignis geworden. Leider war ich bei der Eröffnung der Ausstellung nicht dabei. Ich befand mich mit meinem Onkel Warfsmann in Ostfriesland.

So oft hing ich in Gelsenkirchen fest und wünschte mich nach Ostfriesland. Dieses eine Mal war es umgekehrt.

An die Redaktion der Zeitschrift ASPHALT

[1971]

... Für Ihre Zeitschrift ASPHALT stelle ich Ihnen die hier eingesandten Texte zur Verfügung. Bei Abdruck bitte ich um mehrere Exemplare und vorherige Information.

Ich werde Ihnen als Autor sicherlich kaum bekannt sein, denn die bürgerliche Presse lehnt im allgemeinen meine Arbeiten ab, und ein Buch habe ich noch nicht herausgebracht.

Ich bin allerdings auch erst 17 Jahre alt. Das hinderte mich nicht daran, die Landesmeisterschaft der Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen mit ein paar roten Texten zu gewinnen.

Wenn Sie wollen, beliebere ich Sie ständig mit neuen Arbeiten in Hoffnung auf gute Zusammenarbeit.

k.p. wolf

Wie Cornell Woolrich meinen Deutschlehrer besiegte

Klassischer Schund.

Empört nahm mir der Oberstudienrat das zerfledderte Taschenbuch ab. Statt über die gesellschaftliche Funktion von Minnesängern zu diskutieren, las ich so etwas! Ein einziger Blick auf den Umschlag genügte meinem Deutschlehrer. »Das ist Schundliteratur!«, verkündete er mit einem Anflug von Ekel um die Mundwinkel. Damit war mein gerade erst im Kaufhof vom Ramschtisch gestohlenes Taschenbuch konfisziert. Ich glaube, es war Der schwarze Engel. Jedenfalls ein Cornell Woolrich. Der Oberstudienrat ließ den Roman in seiner Aktentasche verschwinden und widmete sich wieder den Minnesängern. Ich saß nah genug an seiner Tasche, um das Buch zum zweiten Mal zu klauen, aber ich tat es nicht. Vielleicht gönnte ich ihm mal eine abwechslungsreiche Lektüre. Oder ich stand noch zu sehr unter dem Eindruck des gerade Gelesenen, jedenfalls saß ich den Rest der Stunde gleichmütig und regungslos ab wie eine Gletscherspalte.

Ich war knapp achtzehn und schrieb heimlich auf einer klapprigen Reiseschreibmaschine mit dem Adler-Such-System meinen ersten Roman: *Die Fliegen kommen*. Der Deutschunterricht half mir dabei wenig. Als angehende Romanschriftsteller suchte ich mir andere Lehrer: Cornell Woolrich, Raymond Chandler und Dashiell Hammett. Allesamt hielt mein Deutschpauker sie für Schundautoren. In diesem Sinne wollte ich voller Begeisterung ebenfalls zum Schundautor werden. Klar, was die »ernsthaften Literaten« machten, war allererste Sahne, aber für meinen Geschmack zu lange geschlagen, zu weiß gefärbt, zu steif. Ich schrieb nicht, um die Grazie meines Stils unter Beweis zu stellen und erst recht nicht, um meine Bildung vorzuführen. Ich wollte fesselnde Stories erzählen. Knapp, schnell, mit sparsamen Mitteln.

Die Atmosphäre war mir fast wichtiger als die Handlung. Dafür hatte ich mir genau die richtigen Lehrmeister ausgesucht.

Durch kleine, alltägliche Handlungen das Entsetzen schimmern zu lassen, wer konnte es besser als Cornell Woolrich? Immer handeln seine Stories von einer Krisensituation. Er setzt seine Personen unter Druck. Sicherheit und Geborgenheit gibt es höchstens als Sehnsucht. Die Familie als Ort der Zuflucht existiert nicht mehr. Woolrich liebte wie Hammett und Chandler die Einzelgänger. Gescheiterte Zyniker. Gebrochene Charaktere. Einsame, nur sich selbst verpflichtete Menschen. Sie dienen keinen Idealen. Sie haben nur eine Partei, ihre eigene. Die Menschen leben mit den schlecht vernarbten Wunden ihrer Vergangenheit, können ständig eingeholt werden von alten Geschichten, die sie eigentlich lieber vergessen wollten. Deshalb wirken sie manchmal wie Marionetten an den Fäden ihrer eigenen dunklen Geschichte, die unsichtbar über ihnen schwebt wie das Fadenkreuz, das sie nach mystischer Regie tanzen lässt ...

Sie sind Gefangene, egal wie wild sie sich auf der beleuchteten Bühne bewegen. Schneiden sie die Fäden ihrer Vergangenheit durch und flüchten so in die trügerische Freiheit, ist sie nicht mehr als ein lebloser Haufen Holz. Verlieren sie ihre Angst, so ist auch ihre Antriebskraft futsch. Kein Wunder, dass Woolrichs Stories als Filmvorlagen die Schwarze Ära begründeten. Der Film Noir entstand. Später fälschlicherweise immer wieder als Hollywoods Schwarze Serie bezeichnet. Die Filme entstanden in den vierziger bis Mitte der fünfziger Jahre. Die Nachkriegswelt mit ihren entwurzelten Gestalten bot den zerrütteten Hintergrund. Schauspieler wie Humphrey Bogart in seiner Rolle als Chandlers Philip Marlowe machte der Film Noir weltberühmt. Regisseure wie Fritz Lang, Orson Welles, Alfred Hitchcock, Billy

Wilder und Francois Truffaut schufen düstere Meisterwerke. Was Woolrich, Chandler und Hammett mit der Magie der Sprache entwickelten: die beklemmende Atmosphäre, die auch durch spritzige Dialoge nicht zerstört werden konnte, dazu benutzten die großen Regisseure das Licht. Von der üblichen Beleuchtung wichen sie entscheidend ab. Sie machten keinen Unterschied mehr zwischen der Ausleuchtung einer Person und ihrer Umgebung. So entstanden Halbdunkelbereiche auch für die Spielszenen. Das übliche Führungslicht wurde konsequent reduziert. Ständig droht die Dunkelheit die handelnden Personen zu schlucken, sie gewährt ihnen aber auch Unterschlupf. Stellt vielleicht das letzte Stückchen Geborgenheit dar. Die neue Verwendung des Lichts verdinglicht die Personen. Lässt sie zu Teilen ihrer Umgebung verschmelzen.

Was für das Kino eine Revolution bedeutete und den Film Noir sogleich zum Kultfilm machte, ist aber keine Erfindung der Regisseure, wie uns gängige Filmbücher weismachen wollen. Nein, dies alles ist bereits angelegt in den Geschichten. Schauplätze sind nicht die Boulevards, nicht die Opern und Kunstpaläste, sondern schäbige Hotelzimmer, zwielichtige Bars, Hinterhöfe und dunkle Hafenviertel. Klaustrophobische Gefühle werden geweckt. Keiner ist wirklich irgendwo zuhause. Alle Orte sind nur Durchgangsstationen. Man ist ständig auf der Suche nach ... oder auf der Flucht vor ... Man hat später viel mystischen Unsinn in Cornell Woolrichs Schreibe hineingeheimnist. Psychologen und Literaturwissenschaftler gingen der Frage nach: Warum war Woolrich so düster? Nun, er war homosexuell, er war Alkoholiker und er lebte als Schriftsteller während der schlimmen McCarthy-Zeit in den USA. Wenn das nicht ausreicht, um depressiv zu werden ...

Er musste sich mit einer zigtausendköpfigen Schar von Schreiberlingen an die literarischen Futtertröge

drängen. Intrigen gediehen, Missgunst und Verrat. Ein politischer Verdacht vor dem Ausschuss für antiamerikanische Umtriebe konnte von heute auf morgen brotlos machen. Und egal, wie gut er war, als Autor für Pulp-Magazine galt er nicht nur meinem Deutschlehrer als Schundschreiber, sondern erst recht der amerikanischen Literaturkritik, die nach langem Ringen vielleicht Dashiell Hammett anerkannte und kurz vor seinem Tod auch Raymond Chandler, aber niemals Cornell Woolrich.

Da nutzte es ihm auch nichts, dass Hitchcocks Verfilmung von *Das Fenster zum Hof* ein Welterfolg wurde. Sidney Pollack und Francois Truffaut brachten *Die Braut trug Schwarz* auf die Leinwand. Eine Weile ging es Woolrich finanziell sogar gut. Aber die Anerkennung, die er suchte, fand er nicht. Und er wusste, wie brüchig finanzielle Erfolge waren. Wie seine Helden befand er sich ständig auf der Suche nach dem großen Coup, dem ganz dicken Geld, das unabhängig machen sollte und frei. Wie seinen Helden gelang es ihm nie. Was er ergatterte, zerrann zwischen seinen Fingern.

Er lebte wie viele seiner Kollegen in Hotels. In einem dieser heruntergekommenen New Yorker Hotels starb er einsam im Jahr 1968. Er soff wie Chandler, um sich zu betäuben und den Kopf für eine halbwegs schlüssige Geschichte klar zu kriegen. Vermutlich trank er sich auch wie sein großer Kollege zu Tode. Trotz seiner Sauferei gelang es ihm immer wieder, Dinge nicht kompliziert darzustellen, sondern komplex.

Wie groß der Einfluss von Woolrich, Hammett und Chandler damals auf mich war, erkannte ich erst jetzt, als ich ein altes Deutschaufsatzheft von mir wiederfand. Ich benutzte ihre Formulierungen, ahmte ihre Sprache nach, was mir natürlich misslang. Bei mir »öffneten sich Zahnreihen wie ein Reißverschluss«, waren Männer »harte Brocken« und es gab »Grünschnäbel und eiskalte Engel«. Immer wenn ich so eine Formulierung entlieh,

kreiste mein Deutschlehrer sie rot ein und schrieb ein großes A für »Falscher Ausdruck« an den Rand.

Ich stand in Deutsch auf einem glatten Mangelhaft. Aber ich lernte, Romane zu schreiben.



Illustration von Horst Dieter Gölzenleuchter zu Mein Freund Pinto; Proletenpresse 1972

Auszug aus »Mein Freund Pinto«

Erstes Kapitel

Ich wuchs in einem kleinen Dorf im Norden Brasiliens auf. Den Namen des Dorfes habe ich vergessen. Er spielt auch gar keine Rolle. Die Erwachsenen nannten unser Dorf »Favelas«. Das heißt soviel wie Elendshütten. Wir selbst waren die Morros – die Armen. Meinem Freund Pinto und mir machte das wenig aus. Pinto war der beste Freund, den man sich vorstellen kann.

Er hatte widerspenstige schwarze Haare, trug einen viel zu großen Strohhut, und solange ich ihn kannte, habe ich ihn immer nur in seiner ausgebeulten Cordhose gesehen.

Pinto und ich waren unzertrennlich, und das kam so: Ein Medizinstudent war in unser Dorf gekommen. Er wollte allen Kranken helfen. Unser Dorf war noch nie von einem Arzt besucht worden. Und so wurde der Student, obwohl er ja noch kein richtiger Arzt war, von uns so herzlich empfangen, daß er sich entschied, längere Zeit bei uns zu bleiben.

Endlich hatten wir einen Doktor! Wir mußten nicht mehr in die weit entfernte Stadt, wenn wir krank wurden. Das war sehr wichtig für uns, denn wir konnten weder eine Bahn noch einen Zug benutzen, um in die Stadt zu kommen. Die nächste Eisenbahnstation lag 15 Kilometer von unserem Dorf entfernt. Zu Fuß konnte ein Kranker den Weg in die Stadt nicht bewältigen. Das war viel zu weit.

Aber unser Medizinstudent konnte nicht nur Kranke pflegen. Nein! Er brachte uns allen, auch den Erwachsenen, das Lesen bei. Morgens, wenn die Väter zur Arbeit gegangen waren, versammelten wir Kinder uns auf einer großen Wiese und saßen im Kreis um unseren Lehrer herum.

Mein Freund Pinto war morgens immer der Erste. Wenn wir kamen, saß er schon im Gras, kaute an einem Halm und winkte mit seinem großen Strohhut, sobald er uns sah.

Unser Lehrer schrieb große Buchstaben auf eine viel zu kleine Schiefertafel und wir sprachen langsam nach, was er uns vorbuchstabierte. Unsere Augen hingen an seinen Lippen. Wir alle waren bestrebt, schnell das Lesen zu lernen. Am schnellsten von allen konnte es Pinto. Er las nach wenigen Tagen schon ganze Wörter, bald ganze Sätze.

Abends hatten die Großen Unterricht. Die kamen nicht alle. Viele Väter waren nach der harten Arbeit in der Mine zu müde. Viele Muttis sahen einfach nicht ein, warum sie noch lesen lernen sollten, andere waren nach getaner Arbeit so erledigt, daß sie nur noch schlafen wollten.

Wir Kinder aber waren fleißig dabei!

Wir waren die ersten in unserem Dorf, die lesen konnten. Der allererste aber war mein Freund Pinto.

Als etwa ein Monat vergangen war, und wir schon ganze Sätze lesen konnten, mußte unser Doktor und Lehrer in die Stadt, um neue Medikamente zu holen.

Als er zurückkam, hatte er für jeden von uns ein dickes Buch mitgebracht.

Ich bekam Geistergeschichten. Die waren sagenhaft gruselig, und ich war immer froh, wenn meine Mutti in der Nähe war, nachdem ich eine solche Geschichte gelesen hatte. Pinto bekam ein Buch über Tiere geschenkt.

Er wußte bald mehr über die Vögel und Affen, Bären und Schlangen als die Großen. Eines Abends, Pinto und ich stolchten wie so oft durch unser Dorf, sahen wir einen Wagen die Landstraße herauffahren.

Der Himmel war sternenklar.

Wir erkannten den Wagen schon von Weitem.

Das war ein Ereignis!

Der Wagen hielt vor dem Haus des Doktors, der noch einen Kranken bei sich wohnen hatte. Aus dem Wagen stiegen zwei Männer.

Ein dritter blieb hinter dem Steuer sitzen. Er zündete sich eine Zigarette an.

Neugierig schlichen wir uns an. Die beiden Männer gingen in das Haus des Doktors. Der Name Haus ist natürlich übertrieben. Es war eine Bretterbude.

Pinto und ich spürten, daß die Männer etwas Unheimliches im Sinn hatten.

Ich hörte eine innere Stimme, die mir sagte: »Der Doktor braucht jetzt Hilfe! Der braucht Euch!«

Ich griff nach meiner Zwillie. Zum Glück hatte ich sie in der Tasche. Vorsichtshalber hob ich einen Kieselstein auf. Vielleicht würde ich ihn brauchen.

Ich traf mit meiner Zwillie auf zehn Meter eine Kokosnuß. Pinto hatte sich schon an die Bretterbude herangeschlichen. Der Mann im Auto bemerkte ihn nicht.

Meine Zwillie und den Kieselstein fest in der Hand, lief ich gebückt zu Pinto.

Wir konnten durch die Ritzen zwischen den Brettern in den beleuchteten Raum gucken. Da lag Pintos Schwager, Jose, auf einer Pritsche. Er war verbunden. Er hatte einen Unfall gehabt. Der Doktor pflegte ihn gesund.

Die beiden Männer sprachen zu dem Doktor.

»Sie haben Leseunterricht für Erwachsene gegeben! Dabei schrieben Sie Wörter an die Tafel, wie ›Freiheit! Stimmt das?«

»Ja«, antwortete unser Doktor.

Da schlug einer der Männer ihn mit der Faust. Mir fuhr der Schreck in die Glieder. Ich bekam den Mund gar nicht mehr zu.

Pinto stieß vor Schreck einen kleinen Schrei aus. Ich wollte ihm noch schnell den Mund zuhalten, aber da war

es schon zu spät. Einer der Männer ging zum Fenster und beugte sich hinaus.

Hatte er Pintos Schrei gehört?

Ich wollte weglaufen, aber meine Beine gehorchten mir nicht mehr. Obwohl es dunkel war, sah ich, daß Pinto kreidebleich geworden war. Ich sah wahrscheinlich genauso aus. Der Mann guckte sich nach beiden Seiten um, lehnte sich noch weiter aus dem Fenster und blieb ein paar Sekunden in dieser Haltung stehen. Pinto und ich wagten gar nicht, zu atmen. Ich hatte meine Zwillie längst vergessen. Den Kieselstein mußte ich wohl vor Schreck verloren haben.

Der Mann sah uns nicht.

Wir waren wohl zu klein. Nach unten hatte er ja nicht geguckt.

»Sie haben den Leuten auch Worte wie ›Streik‹ erklärt!« fauchte der Mann, der unseren Doktor geschlagen hatte.

Unser Doktor gab keine Antwort.

Da prügelten beide Männer auf ihn los. Der Doktor stolperte und fiel hin. Einer der Männer trat nach ihm.

Meine Hand klammerte sich fest an Pintos Arm. Ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben Angst.

Der Doktor stöhnte und sagte irgendetwas.

Pintos Schwager, Jose, richtete sich in seinem Bett auf.

»Was tut Ihr da?« rief er.

Einer der Männer nahm seinen Schal ab und ging auf Jose zu.

Ich hatte in unserer heißen Gegend noch nie jemanden gesehen, der einen Schal trug. Er legte den Schal um Joses Hals und zog zu.

Jose bekam keine Luft mehr.

Er schrie nicht.

Mir schnürte schon das Zusehen die Kehle zu. Ich faßte mich an den Hals. Mir wurde schlecht.

Pintos Schwager fiel in seine Kissen zurück.

Der Mann, der ihn gewürgt hatte, zog eine Pistole aus der Tasche und schlug ihn mit dem Knauf auf den Kopf.

Ich sah weg.

Dann packten die beiden Männer unseren Doktor und schleppten ihn nach draußen.

Unser Doktor strampelte mit den Beinen.

Es nützte ihm nichts. Die Männer legten ihm Handschellen an und stießen ihn in ihr Auto. Der Motor heulte einmal kurz auf, dann brauste der Wagen davon.

Pinto und ich rannten.

Ich fiel zwischendurch hin und schlug mir die Knie auf. Das war mir egal. Ich wollte nur nach Hause. Das hier war viel schlimmer und schrecklicher als alles, was ich in meinem Buch über Gespenster gelesen hatte.

Kurz vor unserer Hütte packte Pinto mich beim Ärmel.

»Halt, bleib doch mal stehen.«

»Was ist denn?«, bebte ich vor Angst.

»Wir dürfen niemandem etwas davon erzählen.

Sonst geht es uns wie meinem Schwager«, sagte Pinto, und ich sah, daß er weinte.

Er schien es gar nicht zu merken.

»Aber wir müssen doch zur Polizei«, stammelte ich.

»Das waren Polizisten«, versicherte Pinto mir, »die hatten doch Handschellen. Unser Lehrer hat irgendwas Böses getan.«

Nein! Das konnte ich nicht glauben. Unser Lehrer und Doktor tat nichts Böses. Die Polizisten waren die Verbrecher, sie hatten Pintos Schwager umgebracht.

Jetzt hielt Pinto mich nicht mehr. Die Angst übermannte mich. Ich rannte nach Hause.

Welchen Weg ich nahm?

Ich erinnere mich nicht mehr. Ich hatte viel zu viel Angst.

Als ich zu Hause ankam, hatte ich Butter in den Knien. Ich zitterte.

Mutter fragte mich, warum ich so verstört aussähe. Ich sagte, mir sei schlecht geworden. Ich aß nichts.

So schnell es ging, legte ich mich schlafen.

Natürlich nicht, ohne mich vorher versichert zu haben, daß die Eltern auch zu Hause blieben. Ich hätte es heute nicht alleine im Haus ausgehalten. Auf meiner Holzpritsche betete ich:

»Lieber Gott! Laß den Jose nicht tot sein!

Gib, daß unserem Lehrer nichts passiert!

Gib, daß niemand merkt, daß Pinto und ich alles gesehen haben!

Laß alles wieder gut werden!

Lieber, lieber Gott.«



Der erste Buchverkauf 1972. Foto: Horst Dieter Gölzleuchter.

Die Fliegen kommen

Es war verdammt warm in der Kneipe. Ein ungewöhnliches Summen lag in der Luft und bedrückte die Menschen. Nick fischte eine Fliege aus seinem Bierglas. »Hier stimmt etwas nicht«, dachte er vom Alkohol beduselt.

Bob legte einen Deckel auf sein Bierglas und schlug wütend nach einer Fliege, die vor seiner Nase herumsummte. »Überall diese Scheißviecher! Du mußt mal lüften hier – oder sprühen, oder was weiß ich«, schimpfte er.

»Ihr könnt ja euer Bier woanders trinken!«, fluchte Charlie, der Wirt, und wischte sich sein schweißnasses Gesicht mit den Hemdsärmeln ab. Er schielte zur Decke. Die Fliegen hockten dicht gedrängt um die Lampen herum. Sie bildeten große, schwarze Inseln auf der weißen Decke. Es sah aus, als würden es ständig mehr. Hunderte winziger Körper klebten an dem Fliegenfänger an der Lampe.

Morgen muß ich einen neuen Fliegenfänger aufhängen, dachte Charlie mißmutig. Nick bestellte sich noch ein Bier. Er strengte seine Augen an, um die Uhrzeit zu lesen. »Ich habe wohl ganz schön getankt! Ich bin ja fast blind.«

Die Fliegen machten Nick nervös. »Diese Scheißhitze! Seit Wochen kein Regen. Nicht mal ein kleiner Schauer, und jetzt auch noch die Fliegen! Wo leben wir bloß?«

Er prostete Bob zu und leerte sein Glas in einem Zug.

»Ich hab' die Nase voll. Ich hau ab!«, sagte Nick, dann ging er schwerfällig die paar Schritte zum Kleiderständer und zog seine Blazerjacke über. Kaum hatte er die Tür hinter sich zugeknallt, hörte er auch schon dieses Brummen.

Komisch, dachte er, ein Lärm wie auf einem Flugplatz. Das Dorf ist auch nicht mehr das, was es mal war.

Er atmete tief durch, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Da hob sich etwas Schwarzes aus der Dunkelheit. Nick versuchte, sich zu konzentrieren. Von dem schwarzen Etwas, das da über dem Feld schwebte, schien der Lärm auszugehen.

Neugierig näherte Nick sich dem Ding.

Ein Stein. Ein Stein, der in der Luft schwebt, dachte er.

Eine Wolke. Eine tiefhängende Wolke. Einen Meter über dem Boden. Das gibt es doch gar nicht.

Je länger Nick in die Dunkelheit stierte, desto sicherer wurde er, daß die Wolke sich aus zig winzigen Teilen zusammensetzte. Da tanzten Millionen schwarzer Punkte in der Wolke über das Feld.

»Das muß ich mir genauer angucken.«

Nick kramte nervös in seiner Blazertasche nach Streichhölzern. Hatte er sie verloren? Er befragte die Brusttasche.

»Aha!«

Ein paarmal riß er das Streichholz an der Reibfläche entlang, aber kein Funke entzündete sich.

Mensch, muß ich besoffen sein, dachte Nick und ließ die Streichhölzer einfach fallen.

Im selben Augenblick spie die Wolke einen Teil ihrer Substanz aus. Die freigewordenen Punkte formten sich zu einer neuen Wolke und rasten auf Nick zu.

Nick stieß einen kurzen Schrei aus und warf sich zu Boden. Seinen Kopf vergrub er unter den Armen.

Wie eine zähe Schaummasse krochen die Fliegen über ihn und fraßen sein Zeug an. Sie krochen ihm in den Anzug, krabbelten an seinen Beinen hoch und wühlten in seinen Haaren.

Er war sofort wieder nüchtern. Schreiend rollte er sich über das Feld und versuchte, die Fliegen unter sich zu erdrücken. Ein unbeschreibliches Ekelgefühl überkam ihn. Er schlug um sich, doch die Fliegen ließen nicht locker.

Nicks Schreie lockten die Leute aus Charlies Kneipe. Ratlos standen sie vor der Tür. Sie sahen nichts. Die Dunkelheit begrub alles. Aus der offenen Kneipe fiel ein weit sichtbarer Lichtkegel auf die Leute vor der Tür.

Bob wagte sich am weitesten in die Finsternis. Ihn griffen die Fliegen zuerst an. Sein durchdringendes Kreischen ließ die Zecher in die Kneipe flüchten. Sie schlugen die Tür zu und warfen sich dagegen. Ihre Gesichter wurden farblos.

»Was ist denn los?«, brüllte Charlie von der Theke aus. Seine Augen nahmen einen wahnsinnigen Blick an. Er wischte sich die biernassen Hände wieder an dem schmuddeligen Hemd ab und fluchte.

Bob schlug gegen die Tür. »Aufmachen! Aufmachen! Macht doch auf! Hilfe!« Die Zecher hielten die Tür ängstlich zu.

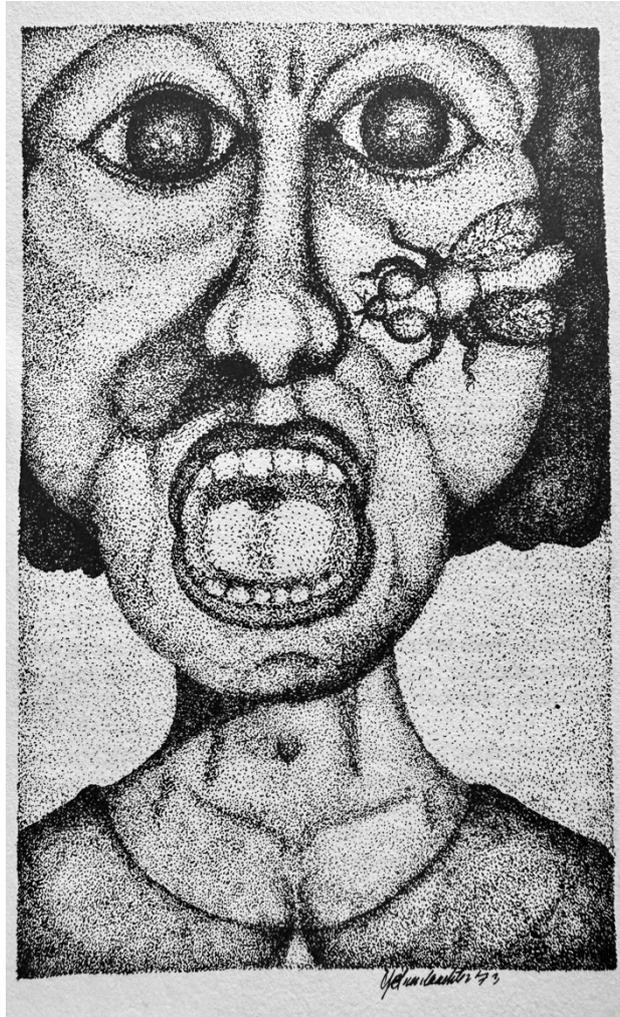
Wütend über den Lärm kam Charlie an, der das Ganze nicht verstand. »Weg da, macht die Tür auf! Ihr sollt die Tür aufmachen!« Er drängte die Gäste zur Seite und riß die Tür auf.

Bob stand vor ihm.

Charlie bekam für einen Augenblick kein Wort heraus. Bob war schwarz von Fliegen. Man konnte sein Gesicht nicht erkennen. Die Fliegen saßen überall, nur seine verstümmelten Hände hatten die Fliegen nicht besetzt. Die Frau, die bis jetzt in der Ecke über einer Zeitung hockte, stieß einen schrillen Schrei aus.

»Helft ihm doch!« brüllte Charlie und schlug mit seinen Fäusten auf Bob herum. Schon befahlen die Fliegen auch Charlies Hände und Arme. Da ergriff ein Gast eine Tischdecke, fegte drei Biergläser auf den Boden und warf die Decke über Bob. Dann schlugen sie zu dritt mit Jacken, Decken und Hüten nach den Fliegen.

Kurze Zeit später war der Spuk vorbei.



Grafik: Horst Dieter Gölzenleuchter

Kinderspiele

Peng! Peng!
Hau ab, du bist tot!
Stimmt ja gar nicht! Stimmt ja gar nicht!
Du hast mich überhaupt nicht getroffen!
Zu Weihnachten schenkt mir meine Mutti ne viel größere Pistole!
Dann schieß ich euch alle ab!
Peng! Peng!
Hau ab, du bist tot!
Ätsch.

Auszug aus »Dosenbier und Frikadellen«

Danny und Franek stehen plötzlich mitten im Raum. Sie sind verschwitzt, in voller Motorradmontur, haben die Helme noch auf, nur die Visiere hochgeklappt. Danny lacht und fragt: Habt ihr Hunger? Wieso? Wir sind vorhin die Resserstraße runtergefahren, da sitzt am Waldrand 'ne Pfadfindergruppe oder sowas und grillt Hähnchen überm Lagerfeuer. El Ringo lacht laut auf. Viele? Vor dem Zelt saßen vier. Vielleicht noch 'n paar drin, weiß nicht. Wer macht mit? Fast gleichzeitig erheben sich alle. Nur Achim zögert. Er säße jetzt lieber bei Ina. Nehmen wir die Frauen mit? fragt Mick. El Ringo nickt. Also los. Franek nimmt Achim mit auf seine Maschine. Ina steigt bei Danny auf. Die Fahrt beginnt. Achim schließt die Augen. Sattelt die Hühner, wir reiten nach Santa Fee! grölt Lee. Es sind nicht mehr viele Autos auf der Straße. Die wenigen PKW-Fahrer halten gebührlchen Abstand zu den Motorrädern, die mit 80 Sachen durch die Stadt fahren. Auf der Resserstraße stellen sie die Maschinen vor einem Kiosk ab. Sie pirschen sich an den Waldrand. Im Schein eines Feuers sitzen vier Pfadfinder. Einer von ihnen spielt Gitarre. Die drei anderen halten die Hähnchen mit Stangen über die Flammen. Mensch, das duftet aber gut. Sollen wir warten, bis die Dinger knusprig sind? Ruhe, sagt El Ringo. Er ist jetzt ganz Stratege. Mick und Franek, holt eure Maschinen. Ihr saust quer übers Feld. Wir kommen zu Fuß. Okay. Das wird ein Fest! Auf mein Zeichen gehts los!

Klar. Mick und Franek rennen zurück. Die anderen pirschen sich näher an das Lager ran. Etwa zwanzig Meter von dem Feuer und dem Zelt entfernt pressen sie sich flach auf die Erde. Gina liegt neben El Ringo. Er holt etwas ähnliches wie einen Kugelschreiber aus der Brusttasche, darauf schraubt er ein Metallstück. Achim hat so etwas noch nie gesehen. Lee grinst. Endlich mal wieder

'n Feuerwerk. El Ringo zielt mit seinem Kugelschreiber auf das Zelt. Plötzlich kommen Mick und Franek übers Feld geknattert. Sie lenken die Maschinen mit einer Hand. In der anderen schwingen sie eine Fahrradkette. So ähnlich sieht es im Kino aus, wenn Indianer angreifen, denkt Achim. Nur, daß die reiten und Pferde haben – statt Motorräder. Mick und Franek stoßen wilde Schreie aus. Verwirrt springen die Pfadfinder vom Lagerfeuer auf. Jeder hält seine Stange mit einem Hähnchen in der Hand. Einer auch seine Gitarre. In El Ringos Faust macht es »klick«. Aus dem Kugelschreiber löst sich ein grüner Feuerball, der sich langsam – wie in Zeitlupe – seinen Weg durch die Nacht bahnt. Die Leuchtkugel läßt die Gesichter der vier Überfallenen phosphoreszieren. Los! brüllt der Boß. Alle springen auf, auch Achim, auch die Mädchen. Sie stürmen auf das Lagerfeuer zu. Micks Fahrradkette landet in dem völlig überraschten Gesicht eines Pfadfinders. Die Haut über Backenknochen und Nase platzt auf. Blut quillt hervor. Mick stürzt mit seiner Maschine. Aber er steht sofort wieder auf den Beinen, schwingt die Kette. Die Räder seiner BMW drehen ins Leere. Franek fährt mitten durch das Feuer. Er reißt die Maschine hoch, schreit etwas Unverständliches und fühlt sich, als sei er in einen Western geraten. Einer der Pfadfinder rennt los. Franek rast auf dem Motorrad hinterher. Ein anderer Junge packt den Hähnchenspieß mit beiden Händen, will sich damit verteidigen, schreit hilflos: Was wollt ihr? Wir haben euch doch nichts getan. Aber El Ringo hat ihn im Genick, nimmt ihm die Waffe ab und stößt ihn in Lees Richtung. Lee hat Zeit, mit der Faust auszuholen. Er trifft den Pfadfinder mitten im Gesicht. Der Junge taumelt rückwärts zum Feuer. Achim ist dicht neben ihm. Der Boß nickt Achim zu. Achim schließt die Augen, ballt die rechte Faust und haut blindlings zu. Seine Faust landet auf dem Brustkasten des Jun-

gen. Die Wucht des Schlages läßt den Pfadfinder rückwärts ins Feuer fallen. El Ringo lacht grölend. Unser Neuer! Das ist 'n Ding. Einige Meter von ihnen entfernt schlägt Franek den Jungen, der abhauen wollte, brutal zu Boden. Der Boß läßt sich gemütlich neben dem Feuer nieder. Er macht eine einladende Geste. Lee zieht den Pfadfinder aus der Glut, klopft ihm die angesengten Kleider ab. Der Junge rührt sich nicht. Gina sitzt neben El Ringo, er hält ihr das Hähnchen hin. Verdammt, ist das heiß! stöhnt Gina, packt aber trotzdem mit beiden Händen zu und beginnt zu essen, als sei sie völlig ausgehungert. Im Lagerfeuer liegen auch Kartoffeln in Staniolpapier. Ina wickelt eine Kartoffel aus. Der Gitarrenspieler, der bisher ungeschoren blieb, steht fassungslos vor der Gruppe und stottert etwas Unverständliches. Spiel! fordert Mick. Los, spiel. Im Hintergrund stöhnt jemand gequält. Franek bearbeitet einen wehrlosen Körper mit Fußritten. Hör auf, laß ihn leben! ruft Lona. Aufhören? Ich fange doch erst an! brüllt Franek. Dann essen wir eben allein, sagt der Boß. Franek kommt langsam ans Feuer. Ich habe mein eigenes Beutehähnchen. Dann hau rein. Die schmecken astrein. Wo habt ihr die geklaut? fragt der Boß den Gitarrenspieler. Der Junge zittert, bekommt keinen Ton raus. Spiel uns was! schreit Mick. Oder willst du 'n Satz heiße Ohren? Der Pfadfinder versucht zwei Akkorde, dann gleitet ihm die Gitarre aus den Händen. Knall ihm eine! sagt Lee.

Laßt ihn doch. Er soll was spielen, sagt Lona. Genau, sagt Gina. Also! brüllt Mick. Spiel! Mit zitterigen Fingern klimpert der völlig verängstigte Junge los. Was soll das sein? fragt Bibi. Der kann doch gar nicht auf der Gitarre spielen. Die ist bestimmt verstimmt. Soll ich sie stimmen? Geradebiegen kannst du sie. Sag ihm, daß er dabei singen soll, damit wir hören, welche Platte er meint, sagt der Boß kauend. Kannst du Lady Madonna spielen? Der ist stumm. Wenn ich ihm eine knall, ist der auch noch

taub. Achim würgt an der halben Kartoffel, die Ina ihm gegeben hat. Danny spuckt ein paar Hähnchenknochen aus. Er reckt sich und geht auf das Zelt zu. Mal sehen, was uns dort erwartet! Er verschwindet in dem Zelt, steht dann enttäuscht wieder draußen. Nix, nur vier Schlafsäcke, Und 'n paar Unterhosen im Rucksack. Der Boß wischt sich den Mund ab. Sonst nix? Nee. Seid ihr satt? Die Mädchen rufen: Jaha. Ihnen ist kalt. Sie wollen zurück. Dann steckt das Scheißzelt an, und wir reiten heim, befiehlt El Ringo. Sofort reißt Danny glimmende Holzscheite aus dem Feuer und wirft sie auf das Zelt-dach. Gina kichert. Franek tritt mit seinen Stiefeln einige brennende Holzstücke in Richtung Zelt. Schon züngeln die ersten Flammen an dem Stoff hoch. Was machen wir mit der Flasche? fragt Mick und zeigt auf den Gitarrenspieler. Den nehmen wir mit in den Schuppen. Quatsch, schreit der Boß, den treten wir in den Arsch und lassen ihn laufen.

Das mach ich, sagt Lee und springt auf. Aber der Gitarrenspieler rennt sofort los. Lee grölt: Brich dir nicht die Beine! El Ringo hat es plötzlich eilig. Macht schon, es wird Zeit, daß wir abhauen. Bewegt euch! Los, los, dalli, dalli. Von der Resserstraße aus sehen sie noch einmal auf den Waldrand. Das Zelt brennt in grellem Licht ab. Die auflodernden Flammen werfen von den Bäumen lange Schatten. Wie im Kino, sagt Bibi und schließt die Augen. Halt dich fest, es geht los, du romantische Kuh! sagt Mick und läßt die Maschine aufheulen.

Reinhart

Kurz vor meinem 26. Geburtstag war ich völlig am Boden. Der Verlag, den ich leitete, steuerte auf eine Millionenpleite zu. Ich wurde von vielen Seiten mit Vorwürfen beschossen.

Mein ostfriesischer Onkel Warfsmann machte mir Mut.

»Du bist wie eine Katze«, sagte er. »Wenn man dich aus dem Fenster wirft, fällst du unten auf die Füße.« Das tat mir gut, denn ich hatte gerade das Gefühl, ins Bodenlose zu fallen. Onkel Warfsmann lud mich zu einem Spaziergang am Meer ein, um »die Probleme einzudeichen«.

Als wir danach Tee tranken, rief der Fernsehredakteur Reinhart Hoffmeister an. Er lud mich in seine renommierte Sendung Litera-Tour ein, eine Livesendung zur Frankfurter Buchmesse.

»Wer«, fragte ich zaghaft, »wird denn noch dabei sein?

»Michael Ende«, antwortete Hoffmeister. »Mit ihm will ich über die Unendliche Geschichte reden.« Nach dem Gespräch war ich wie benebelt.

Ein paar Wochen vor der Sendung traf ich Reinhart Hoffmeister in Köln.

Ich gestand ihm, dass ich noch gar nicht wüsste, ob ich wirklich bei der Live-Sendung dabei sein könnte, denn Gerichtsverfahren gegen mich spitzten sich zu und ich könne zwischenzeitlich im Knast landen. Er ließ sich die ganze Geschichte erzählen und sagte: »In der Tiefe bedeutet das doch, du würdest ins Gefängnis gehen, weil du an Literatur, an Kunst, an Schriftsteller geglaubt hast und du damit wirtschaftlich gescheitert bist.« Es tat mir gut, ihm zuzuhören. So wie er die Geschichte darstellte, ließ sich leichter damit leben. Die Welt war immer noch dieselbe. Keins meiner Probleme hatte sich in Luft aufgelöst, und trotzdem ging es mir wesentlich besser und ich atmete freier.

Für dieses Gespräch bin ich ihm noch heute dankbar. In seiner Live-Sendung präsentierte er mich dann nicht als Verbrecher, sondern als jungen Autor, der zu großen Hoffnungen Anlass gäbe.

Jahre später traf ich Reinhart Hoffmeister bei einer Verlagsparty wieder. Wie nebenbei fragte Reinhart mich, was aus diesen Strafsachen gegen mich geworden sei. Ich erzählte ihm, dass ich zwar Schulden in Millionenhöhe hätte, aber nicht ins Gefängnis müsse. Er gab lachend zu, eigentlich zu bedauern, dass ich nicht im Knast saß.

Er hatte vorgehabt, daraus eine große Geschichte zu machen und natürlich wollte er mich im Gefängnis zu einem Abschlussinterview besuchen. Ich denke, er meinte das ernst.

Ich erzählte ihm von Onkel Warfsmann und er versicherte mir, mein ostfriesischer Onkel sei »ein weiser Mann und ich wirklich eine Katze«.

Begegnungen mit Max von der Grün

Bevor ich Max von der Grün persönlich kennenlernte, hatte ich bereits zwei seiner Bücher verschlungen: »Irrlicht und Feuer« und »Fahrtunterbrechung«. Ich wollte Romanschriftsteller werden und war auf der Suche nach Vorbildern. Max von der Grün war ein Held für mich, ebenso wie Hans Fallada, Heinrich Böll, und, ja, ich gebe es zu, ich mochte auch Johannes Mario Simmel. Aber die Bücher von Max berührten mich anders. Ich kannte die Menschen, von denen er sprach, genauso waren sie, die Leute, zwischen denen ich im Ruhrgebiet aufwuchs. Dann kam es – ich glaube, in Witten – zu einem ersten Treffen. Bezeichnenderweise fand es auf einem Marktplatz statt, zwischen den Ständen. Links neben uns verkaufte einer Bratwürstchen, rechts neben uns Obst. In der Mitte dazwischen ein Tisch, auf dem Literatur angeboten wurde. Wir Autoren sollten dort lesen. Richard Limpert und Josef Büscher, die Bergarbeiterdichter aus Gelsenkirchen, hatten mich mitgebracht. Ich war siebzehn Jahre alt, gerade wieder mal dabei, auf dem Gymnasium sitzen zu bleiben und hatte erste Geschichten und Gedichte in Zeitungen veröffentlicht. Hier sollte ich jetzt lesen. Ich sah die Situation und schämte mich in Grund und Boden. Wer, bitteschön, sollte denn hier zuhören? Die Leute hasteten mit ihren Einkaufstüten vorbei, stritten sich lauthals über die Fußballergebnisse und Tauben pickten auf dem Boden die Krümel auf, die um den Abfalleimer verstreut lagen. Ich war sofort der Meinung, diese ganze Aktion könnte nicht gelingen, alles sei blödsinnig und müsse abblasen werden. Wir würden uns doch nur lächerlich machen. Nein, hier will uns kein Mensch zuhören.

Noch bevor ich ihn sah, roch ich den Tabaksqualm seiner Pfeife. Dann stand Max von der Grün neben mir. »Na, hasse Schiss?«, fragte er mich und ich bekam nicht

mal einen vernünftigen Satz heraus, sondern brummte etwas wie: »Hmm.« Kurze Zeit danach begann der von mir bewunderte Autor tatsächlich mit der Lesung. Er benutzte dabei ein Megaphon (kein Mikrofon, ich rede wirklich von einem Megaphon. So einer Flüstertüte mit einem ganz schrecklichen Klang) und Max las nicht irgendwelche kämpferischen Gedichte vor, die man den Leuten vielleicht im Vorbeigehen zuschreien konnte, oh nein. Er trug eine Erzählung vor. Ja, geschlagene zwanzig Minuten lang las er ohne großes Aufheben von sich zu machen, fast ohne Gesten, ganz ruhig eine Erzählung.

Und das Unmögliche geschah: Menschen blieben stehen, hörten zu, stellten ihre Einkaufstüten neben sich auf den Boden und schon nach kurzer Zeit war Max gar nicht mehr zu sehen, so groß war die Mensentraube, die ihn umgab. Ein kleiner Junge fiel mir auf, der seine Mutter weiterzerren wollte, doch sie sah ihn streng an und zischte ihm ein »Psscht!« zu. Ich beobachtete den Jungen. Max las eine Erwachsenen-erzählung. Ein bisschen traurig war sie und so gar nichts für Kinder, dachte ich. Doch nach kurzer Zeit hatte er auch die Aufmerksamkeit des Jungen. »Siehste, geht doch«, sagte Richard Limpert zu mir und stupste mich dann an, dass ich nun beginnen sollte. Und irgendwie schaffte ich es dann, zwischen Ohnmacht und Tagtraum eine Kurzgeschichte vorzulesen. Ein paar Leute gingen. Jeder Einzelne tat mir weh. Aber eins wog alles auf: Max blieb da, sog an seiner Pfeife und hörte mir zu.

Als wir fertig waren, sagte Josef Büscher: »Na, willzn Pils?« Gemeinsam gingen wir vier in eine Kneipe und tranken im Stehen am Tresen. Irgendwie war das meine Feuertaufe als Autor und wir lachten, hatten Spaß miteinander, erzählten uns immer wieder von den Gesichtern einzelner Menschen. Ich hatte mir in meiner überheblichen Gymnasiastenart den Arbeiterdichter – so wurde

Max oft genannt – ganz anders vorgestellt. Irgendwie ungebildeter. Aber er hatte während der Kriegsgefangenschaft Hemingway, Faulkner, Upton Sinclair, John Steinbeck, Jack London, B. Traven, Shakespeare und James Joyce gelesen und zwar in der Originalsprache. Autoren, die ich gerade in Deutsch für mich entdeckte. Er konnte Goethes Faust, mit einem Bier in der Hand, auswendig zitieren und zwar endlose Passagen lang.

Jeder gab mal eine Runde und als es am Ende ans Bezahlen ging, kramte ich wohl ziemlich lange in meinen Taschen, denn Max übernahm meinen Deckel. Er musste zurück nach Dortmund und ich mit Josef Büscher und Richard Limpert nach Gelsenkirchen. Wir waren mit öffentlichen Verkehrsmitteln gekommen. Richard regte sich über die »unverschämten Fahrpreiserhöhungen« auf. Als wir uns verabschiedeten, drückte Max von der Grün mir ein Fünfmarkstück in die Hand, einen sogenannten Heiermann. Max sagte kein Wort dazu. Ich spürte nur die Münze in meiner Hand brennen und als ich ihn darauf ansprechen wollte, guckte er mich so an, dass es mir unmöglich war, etwas dazu zu sagen. Ich vermute, er hatte Angst, ich könnte mir die Rückfahrkarte nicht leisten, denn ich hatte erwähnt, dass die Veranstalter uns ja ein Honorar versprochen, das aber nicht ausgezahlt hatten. Sie wollten jedem von uns fünfzig D-Mark überweisen und ich ließ den Satz fallen: »Bargeld wäre mir lieber gewesen.«

Diese fünf Mark waren damals sehr wichtig für mich. Es war so etwas wie ein Zeichen, dass ein großer Autor an mich glaubte. Und ich schwor mir, sollte ich es jemals schaffen und mich »freischreiben«, wie Josef Büscher und Richard Limpert es nannten, würde ich Max die fünf Mark zurückgeben.

Jahre später, ich war inzwischen fünfundzwanzig, gab es eine weitere Begegnung mit Max von der Grün, die ich nie vergessen werde. Ich war von dreizehn Autoren

zum Geschäftsführer des ersten wirklich autoreneigenen Verlages der Bundesrepublik gewählt worden. Wir wollten mit dem Literarischen Verlag gegen die Bertelsmänner antreten und all den großen Buchfabriken zeigen, wie man richtig spannende Literatur macht. Leider überschätzten wir uns und unsere Fähigkeiten und ich musste dreizehn Monate später Konkurs anmelden. Ich hatte viel Geld verspielt, das mir nicht gehörte und dazu blieben 2,7 Millionen D-Mark Schulden an mir persönlich kleben. Eine, wenn man fünfundzwanzig Jahre alt ist, vollkommen unvorstellbare Summe. Viele Leute verloren Geld, unter ihnen auch einige Autoren, die für den Verlag gebürgt oder mir Geld geliehen hatten. Meine Frau war gerade schwanger, ich hatte die Wohnung verloren, weil wir, um aus Arbeit und Leben eine Einheit zu machen, alle gemeinsam im Verlagsgebäude wohnten, unsere Autos waren gepfändet und ein übereifriger Gerichtsvollzieher hatte sogar meine Schreibmaschine mitgenommen.

Einige Leute taten aber so, als sei ich ein abgezockter Hund, der mit jeder Menge Kohle durchgebrannt wäre, was nicht den Tatsachen entsprach. Man strengte sogar mehrere Gerichtsverfahren gegen mich an, das vermutlich originellste wegen Diebstahls eines Autorenporträts schwarzweiß. Ich war ganz unten angekommen. Das letzte, was ich nun verlor, war mein guter Ruf. In Leverkusen tagte der Schriftstellerverband und ich beschloss, hinzufahren. Es fiel mir unglaublich schwer. Ich hatte Angst davor, den Kollegen zu begegnen und doch wusste ich, dass ich mich dieser Situation stellen musste. Gerade jetzt, in der heißen Phase des Konkurses, in der so viele Gerüchte blühten. Ich kam ein bisschen zu spät und mit zittrigen Beinen ging ich ins Kongressgebäude. Ein Kollege, Rainer Horbelt, stand rauchend draußen vor der Tür und rief mir fröhlich zu: »Na, dass du dich hierhin traust! Du hast ja Nerven!« Ich wäre am liebsten wieder

umgekehrt und weiß nicht, woher ich den Mut nahm, doch reinzugehen, vorbei an ein paar Kollegen, einer klopfte mir auf die Schultern und sagte höhnisch: »Na, Klaus-Peter, Freigang in der JVA?«

Innen war ein Podium aufgebaut, auf dem Max zusammen mit anderen Autoren saß und eine politische Stellungnahme abgab, die aber völlig an mir vorbeirauschte, weil ich noch wie benommen von der Begrüßung draußen ziemlich weit hinten stand und mich nicht traute, nun durch die Reihen zu einem freien Platz nach vorne zu gehen. Da stand Max auf, verließ das Podium, lief mit offenen Armen auf mich zu, drückte mich an sich und rief: »Der Klaus-Peter! Schön, dass du da bist, Junge! Ich hoffe, du überstehst das alles. Dir bläst der Wind ja gerade gewaltig ins Gesicht.« Er sagte noch viel mehr, aber das hörte ich nicht mehr. Seine Begrüßung, so laut, öffentlich, vor allen, die demonstrative Umarmung – das war wie ein Ritterschlag. Was sollte mir jetzt noch passieren? Wer wollte mich jetzt noch angreifen?

Dann gesellten sich andere Kollegen zu uns. Josef Reding kam, Herbert Somplatzki und Volker W. Degener. Ich traute mich gar nicht weg aus der Nähe von Max. Es war, als würde ich in seiner Aura von einer Art Schutzhülle umgeben. Ich war als Schwarzfahrer gekommen und hatte weder Geld, mich dort zu verpflegen noch für die Rückfahrt. Ich behauptete also in der Mittagspause, keinen Hunger zu haben, weil ich schon gegessen hätte. Max sah mich an, verzog den Mund und zischte: »Erzähl doch nicht so'n Scheiß!« Dann bestellte er eine Mahlzeit für mich. Er tat das leise, unspektakulär, ohne irgendein Aufsehen zu erregen. Ich verstand, er wollte mir die Ehre lassen. Ich hätte ihm gerne die fünf Mark zurückgegeben, die ich ihm noch aus Witten schuldete. Doch von meiner Zeit als Schüler am Grillo-Gymnasium bis zu diesem Autorenkongress war es nicht gerade bergauf mit

mir gegangen. Trotzdem verließ ich den Kongress irgendwie gestärkt. Als Sieger. Ein zweites Mal hatte seine Anerkennung mich gerettet.

Im Februar 1987 kam es dann zu unserem dritten, denkwürdigen, für mich unvergesslichen Treffen. Ich hatte mich mit Romanen als Autor etabliert und das Glück, fürs Fernsehen schreiben zu dürfen. Der Filmproduzent Günter Herbertz ließ mich ganze Serien entwickeln und ich war in der Lage, meine Schulden abzuzahlen. Es war nicht immer einfach, aber es ging mir gut und ich konnte mit meiner Kunst meine kleine Familie ernähren. Ich hatte mich »freigeschrieben«. Max von der Grün war auf dem Höhepunkt seines Ruhms. Vorstadtkrokodile war zur Schullektüre geworden und Max ein international renommierter Autor, dessen Romane verfilmt wurden. Irrlicht und Feuer in der DDR, die anderen dann auch in Westdeutschland.

Ich stand zuhause und bügelte (ja, ich weiß, das hört sich lächerlich an) einen pinkfarbenen Rüschenrock meiner Tochter, als die Postbotin klingelte und mir ein merkwürdiges Telegramm brachte. Es kam aus Moskau und hatte 371 Worte. Angeblich war es von Dschingis Aitmatow und Michail Gorbatschow. Ich wurde darin zu einem Forum nach Moskau eingeladen, in dem es um die Erhaltung der Zivilisation und des Friedens auf Erden gehen sollte. Es las sich dramatisch. Die Welt stand an einem Abgrund (wer wollte das bezweifeln?), mitten durch Deutschland verlief eine schreckliche Grenze, die Weltmächte bedrohten sich gegenseitig mit Atomraketen, und es konnte jederzeit losgehen. Ein zufällig anwesender Freund sagte: »Wenn sie dich jetzt brauchen, um die Welt zu retten, Klaus-Peter, dann sieht es wirklich finster aus. Ich an deiner Stelle würde fahren.« Aber ich war mir gar nicht so sicher, ob dieses Telegramm echt war. Kam es wirklich von Michail Gorbatschow und

Dschingis Aitmatow oder machten sich nur ein paar besoffene Freunde von mir mit ihrem letzten Geld in Moskau kurz vor dem Heimflug einen Witz? Ich rief Max an.

Wie immer am Telefon meldete er sich erst mal bärbäßig und abweisend. Als er dann hörte, wer dran war, wurde er freundlich. Ich erzählte ihm von dem Telegramm und fragte ihn, was er davon hielt. Er selbst hatte auch vor wenigen Minuten so ein Telegramm erhalten und wusste es selbst noch nicht genau einzuordnen. Wollte uns da jemand im großen Stil reinlegen? Wir beschlossen, jeder einen anderen Kollegen anzurufen, um zu sehen, ob »die auch so etwas bekommen haben«. Wir machten eine kurze Liste der Kollegen, »die man bestimmt auch angeschrieben hat, wenn das echt ist.« Ich rief Bernt Engelmann und Günter Wallraff an. Beide hatten auch so ein Telegramm erhalten. Die sowjetische Botschaft wusste von nichts, das Auswärtige Amt der Bundesrepublik hatte völlig andere Sorgen, aber Max erreichte Josef Reding und auch der Kollege hatte eine Einladung bekommen. Wir entschieden uns also dafür, dass es sich nicht um einen dummen Witz handelte und trafen uns wenige Tage später am Flughafen Köln-Bonn. Nur Bernt Engelmann war nicht da. Er zog es wegen seiner Flugangst vor, mit dem Zug nach Moskau zu fahren. Aber es kamen auch noch andere, die wir nicht angerufen hatten, z. B. Lothar-Günther Buchheim (Autor von Das Boot), die Schauspieler Maria und Maximilian Schell und Hanna Schygulla. Ein paar Wissenschaftler, die ich nicht erkannte, waren auch da. Die Wissenschaftler flogen zweiter Klasse, die Künstler erster Klasse. Das ließ sich ganz gut an, fanden Max und ich. Im Flugzeug dann wurde uns Schampus und Kaviar geboten. »Wenn wir so die Welt retten können, sind wir doch dabei«, grinste Max und zwinkerte mir zu. Wir saßen nebeneinander und wir waren beide schrecklich nervös. Wir be-

gannen zu kapiieren, dass man Künstler eingeladen hatten, die in der Sowjetunion sehr bekannt waren. Alle Autoren hier im Flugzeug waren ins Russische übersetzt worden und hatten dort große Auflagen. Hanna Schygulla war durch die Fassbinder-Filme in der Sowjetunion eine unglaublich bekannte Schauspielerin, Maria und Maximilian Schell kannte auch jeder.

Gemeinsam gingen wir ins Cosmos-Hotel. Petra Kelly (damals Bundestagsabgeordnete der Grünen) war auch da und Andrej Sacharow, den ich nur mit der Zusatzbezeichnung »Regimekritiker« kannte. Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch kamen zeitgleich mit uns an. Peter Ustinov wollte einen ausgeben, das ging aber nicht, weil wir die Drinks an der Hotelbar nicht bezahlen konnten, schließlich waren wir geladene Gäste. Mir wurde ganz komisch, als neben mir auf der Toilette plötzlich Graham Greene stand und als Max und ich im Fahrstuhl hochfahren, stieg mit uns Yoko Ono ein. Sie trug ein Kleid, das ein bisschen aussah, als hätte sie es auf dem Flohmarkt gekauft. Wir sahen uns an, grinnten, sagten aber beide nichts. Sie beschwerte sich darüber, dass ihr der Kaffee nicht schmeckte und als wir zu unseren Zimmern gingen, tänzelte Max plötzlich vor mir her und machte Yoko Ono nach. »Just wanna have a coffee.«

Ich erlebte die Tage wie im Rausch. Ich war nicht müde, ich kannte keine Uhrzeit und Max ging es genauso. Wir blieben immer auf Sichtkontakt, als müssten wir uns gegenseitig vergewissern, dass das hier gerade wirklich stattfand. Gorbatschow redete davon, dass es so nicht weitergehen könne und beschrieb uns eine Zukunftsvision, wie wir sie kühner kaum hätten träumen können. Die gigantischen finanziellen Mittel, die das Wettrüsten jetzt noch verschlang, sollten freigesetzt werden, um Hunger und Elend in der Welt zu bekämpfen, wodurch auch die Kriegsgefahren eingedämmt werden

sollten. Es wurde ein offenes Wort gesprochen, freie Reden gehalten, niemand musste vorher ein Manuskript abliefern. Ich hatte im Westerwald an einer Luftballonaktion gegen Tiefflieger teilgenommen und war angezeigt worden, wegen Behinderung des Luftverkehrs über der Bundesrepublik Deutschland. Max fand, ich solle das thematisieren, das gehöre genau hierhin. Ich war unentschlossen, mich zu melden, bei all den Geistesgrößen glaubte ich, dass es mir gar nicht wirklich zustand, etwas zu sagen. Aber Max ließ mich auf die Rednerliste setzen und Engelmann führte seinen Vorschlag aus.

Als ich dann von der Luftballonaktion sprach, erntete ich spontanen Beifall von Peter Ustinov, der sofort begann, ein Bild zu malen, das ihn als riesigen Luftballon zeigte und er verkündete: »Keine Sorge, Klaus-Peter, wir lassen dich nicht hängen. Wenn der Prozess stattfindet, kommen wir alle.« (Unnötig zu erwähnen, dass das Verfahren gegen mich auf dem Gnadenwege eingestellt wurde.) Gemeinsam mit Max besuchte ich das Bolschoi-Theater. Neben uns saß ein miesepetriger Max Frisch, der glaubte, das alles käme sowieso zu spät. Er war pessimistisch für die Welt und hatte Mühe, dem Tanz etwas Positives abzugewinnen. An einen guten Ausgang der Konferenz glaubte er ohnehin nicht. So wie Petra Kelly Sacharow anschaute, hätte man glauben können, dass sie verliebt in ihn war. Ihre Verehrung für ihn hatte für mich schon etwas Religiöses, ja, fast Peinliches. Ich flüsterte das Max zu und er sagte, er frage sich auch, ob der leidenschaftliche Atomkraftbefürworter Andrej Sacharow unbedingt der richtige Bündnispartner für die Grünen in Moskau sei.

Am Abend des zweiten Tages, nach den Besprechungen im Kreml und der klugen Rede von Graham Greene, kam es an der Hotelbar fast zu einer Schlägerei. Max ließ sich von zwei Wirtschaftsbossen aus Baden-Württemberg provozieren. Einer sagte leicht besoffen, »es wäre für

die Russen besser gewesen, wenn sie den Krieg verloren hätten«, was Max auf keinen Fall so stehen lassen konnte. »Lass die Idioten doch einfach«, sagte ich mehrfach und wollte ihn wegziehen, aber das war mit ihm nicht mehr zu machen. Unsere anderen Gesprächspartner, wie Klaus-Maria Brandauer, waren längst gegangen. Am nächsten Tag setzten Bernt Engelmann und Max ein Telegramm an Ronald Reagan, den damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten auf, ein solches Treffen, wie jetzt in Moskau, auch in den USA zu ermöglichen.

Obwohl wir nur noch wenige Stunden Schlaf vor uns hatten, saßen Bernt Engelmann, Max und ich nachts lange zusammen und fragten uns, welche Bedeutung das Ganze für den Rest unseres Lebens, ja, für die Welt, haben würde, denn wir waren uns durchaus bewusst, gerade Teil von etwas Großem zu sein. Zeugen einer gewaltigen Umwälzung. Wir wurden uns rasch einig, dass die Mauer bald fallen würde. Als wir in Deutschland landeten, war ich dumm genug, diesen Gedanken aufzunehmen. Von einem Westdeutschen Journalisten wurde uns vor laufender Kamera vorgeworfen, wir hätten uns zu Idioten der sowjetischen Außenpolitik machen lassen, dadurch würde zum Beispiel die Mauer in Berlin verharmlost. Ich sagte: »Die Mauer wird bald schon kein Thema mehr sein. Wenn die überhaupt noch irgendwo steht, dann im Museum.«

Max prophezeite mir damals noch in der Flughafenhalle, dass dieser Satz zwar vermutlich richtig sei, aber ich könne mich auf eine Menge Schwierigkeiten gefasst machen. Er hatte, wie so oft, recht. Das Zitat von mir wurde gesendet und nachgedruckt, Schulen luden mich aus, Veranstaltungen platzten. Eine ganze geplante Lesereise wackelte plötzlich. Einige luden mich verschämt, mit fadenscheinigen Begründungen, aus, andere schrieben mir zornige Briefe, jemanden, der so dumm daherrede, wolle man nicht auf die Schüler loslassen. Ich solle

doch nach drüben gehen, wenn es mir dort besser gefiele.

Niemand von denen hat sich zwei Jahre später, als die Mauer dann wirklich fiel, bei mir entschuldigt.

Als Max und ich uns trennten, umarmten wir uns heftig und ich nutzte die Gelegenheit, um ihm etwas in die Hand zu drücken: ein Fünfmarkstück. Ich musste nichts erklären. Er verstand es ohne Worte und zwinkerte mir zu. Ich nehme die Romane von Max von der Grün immer wieder zur Hand und lese in ihnen. Manchmal kommt es mir dann vor, als würde ich seinen Pfeifentabak riechen. Noch heute verneige ich mich vor dem großen Meister und bin dankbar für jeden Moment, den wir miteinander verbringen konnten. Max starb am 7. April 2005. Er fehlt mir sehr. Ich wollte ihn noch so viel fragen ...

Auszug aus »... und dann kamst du!«

Im Spiegel unter dem Teströhrchen wurde schon nach 40 Minuten ein kleiner, rotbrauner Ring sichtbar. Das Schwangerschaftshormon war nachgewiesen.

Ich überprüfte das »Mini-Laboratorium«. Es stand erschütterungsfrei auf der Fensterbank. Keine Vibration konnte das Ergebnis verfälscht haben.

Freunde von mir hatten ihren B-Test auf dem Kühlschrank abgestellt. So wurde das Ergebnis jedesmal erschüttert. Und sie glaubten erst an die Schwangerschaft, als Leute in der Straßenbahn höflich aufstanden und der werdenden Mutter ihren Platz anboten.

Auch vor Sonneneinwirkung hatten wir das Experiment geschützt. Die Rollläden blieben heruntergelassen.

Noch einmal las ich die Gebrauchsanweisung. Ulf legte im Gemeinschaftszimmer – dröhnend wie immer – Zappa auf. Eindringlich rührte Zappa mir ins Ohr, daß er der Schleim sei, der aus meinem Radio kroch.

»B-Test kann bereits sehr früh geringe Mengen des Schwangerschaftshormons nachweisen. Die Verwendung einer Testsubstanz, die speziell auf das sog. Beta-HCG reagiert, stellt sicher, daß falsche Testergebnisse praktisch nicht auftreten. B-Test ist auf dem neuesten Stand der Wissenschaft. Die Testergebnisse liegen mit 99% im Sicherheitsbereich der in Labors durchgeführten Schwangerschaftsfrühtests.«

Ich bückte mich, ging ganz nah an das Röhrchen heran und flüsterte: »Das ist also das erste, was ich von dir sehe. Ein kleiner, brauner Ring im Urin deiner Mutter. Guten Tag. Ich bin dein Vater. Herzlich willkommen.«

Wahrscheinlich machte ich mir nur selber Mut mit meinen Sprüchen. Jahrelang war es das Schlimmste gewesen, was ich mir vorstellen konnte: Vater werden.

Nach jedem neuen Abenteuer die Angst: Hat sie auch die Pille genommen? Ist wirklich nichts passiert, oder hat das Ausbleiben ihrer Tage mehr zu bedeuten als eine Hormonstörung?

Für meine Freunde und mich war die Möglichkeit, Vater zu werden, eine ständige Bedrohung. Für die Mädchen stellte sich eine Schwangerschaft noch viel katastrophaler dar. Schließlich hatten Eltern und Lehrer uns in den schillerndsten Farben ausgemalt, daß das Leben so gut wie vorbei sei, wenn man einmal nicht richtig aufgepaßt hatte.

All die Geschichten von heimlichen Abtreibungen bei versoffenen Ärzten. Von Selbstmordversuchen und Erziehungsheimen ...

Und dann plötzlich ist man alt genug. Kann jetzt Verantwortung tragen. Eine glückliche Familie gründen.

Soll ein stolzer Vater sein, eine liebevolle Mutter und Kinder als Segen und Glück empfinden. Das ist schon reichlich viel verlangt.

Zappa kroch immer noch als Schleim aus unseren 90-Watt-Boxen.

Ich wollte ins Gemeinschaftszimmer gehen, es Barbara mitteilen und den anderen. Immerhin hatte ich es als erster gesehen. Das war so etwas wie eine Auszeichnung. Meine Reaktion war wichtig. Wenn ich nun ankam und ein Gesicht zog, als hätte ich gerade erst vom Tod Che Guevaras gehört, dann hatten Barbara und die anderen wohl Schwierigkeiten, sich zu freuen. Wenn ich aber mit der Botschaft anjubiliert kam, wer wollte dann dagegen aufbegehren?

Mir wurden die Knie ein bißchen weich. Ich setzte mich auf den Boden, starrte das Röhrchen an und beschloß, erst eine zu rauchen und nachzudenken.

Natürlich hatte ich wieder mal keine Zigaretten bei mir. Außerdem hätte der Rauch dem Kind schaden können, sagte ich mir und übersah dabei, daß das Kind ja

nicht dort im Reagenzglas wuchs, sondern in Barbaras Bauch, und die wußte noch gar nichts davon. Sie hatte den Test nur gemacht, um ganz sicherzugehen ...

Plötzlich spürte ich einen Energiestrom durch mich fließen. Ich kam mir vor wie das HB-Männchen, wenn es den ersten Zug getan hat und auf einmal alles wie von selber geht. Ich hatte zum ersten Mal im Leben genügend Kraft, um Cassius Clay aus dem Ring zu boxen, und ich war übermütig genug, es zu wagen. Ich schrie laut auf und tobte durch das Zimmer, schlug ein mißglücktes Rad, zwei Purzelbäume und trommelte mit den Händen auf dem Boden herum.

Jiiiiiiiihhhhhü!

Auszüge aus »Die Abschiebung«

Sechstes Kapitel

Er hielt sich die Nase zu und tauchte unter. Das war ein Gefühl! So faul und breit in der warmen Wanne zu liegen und den Gedanken freien Lauf zu lassen. Er stemmte sich wieder hoch. Dabei schwappte eine Welle über den Wannrand. Er bleckte seine Eichhörnchenzähne, nahm den Zahnstocher vom Beckenrand und puhlte sich die Reste vom Essen aus den Lücken. Die Welt konnte so schön sein. So einfach, so unkompliziert. Aber nicht, wenn man eine Tochter hatte, die gerade achtzehn war und nun begann, sich für die Welt zu interessieren. Sie sah das Unrecht, wollte helfen, wollte Veränderungen und verrannte sich natürlich. Er hörte das Knallen der Haustür. Eva kam vom Einkaufen zurück. Mit drei vollen Plastiktüten lehnte sie sich gegen die Badezimmertür und rief: »Na, wie war es?« »Ich komme sofort!« Er stieg aus der Wanne und trocknete sich ab. Jetzt musste er alles Eva beibringen und hinterher vermutlich mit Elke darüber reden. Dabei wäre er zu gern in der Wanne geblieben, um Zeitung zu lesen. Wie sollte er anfangen? Bei Mahmut klang alles so echt, so überzeugend. Er konnte nur versuchen, das Gehörte zu referieren. »Natürlich liebe ich mein Vaterland«, hatte Mahmut gesagt. »Meine Liebe zu meinem Land ist im Augenblick der unversöhnliche Hass gegen die, die es unterdrücken.« Wenn ich das Eva so sage, dann lacht die, dachte Harald. Aus meinem Mund klingt das lächerlich. Wie soll ich alles verständlich machen? Alles, was ich sagen kann, könnte er viel besser, viel überzeugender sagen. Als er in die Küche kam, stand Eva schon an der Arbeitsplatte und schnitt mit einem gewaltigen Messer Schweinefleisch in kleine Würfel. Sie liebte große, scharfe Küchenmesser und besaß mindestens drei Dutzend.

Sie stand mit dem Rücken zu ihm. Ohne sich umzudrehen, fragte sie: »Na, hast du den Eindruck, dass er von einem räuberischen Reitervolk abstammt?« »Wie, ich verstehe nicht?« »Schon gut. Nimm die Zwiebeln und schneid sie in Viertelstückchen. Es gibt Gulasch.« Harald wählte ein kleines Messer mit Holzgriff, holte sich ein Brettchen und fünf Zwiebeln. Während er zu schneiden begann, suchte er nach Worten. »Also, wie soll ich dir das sagen? Er ist ein ganz netter Kerl ... nicht einer von denen ... na, du weißt schon, was ich meine ...« »Nein, weiß ich nicht.« »Du machst es mir nicht gerade leicht.« »Na hör mal, was soll das denn heißen? Beichtest du hier einen Seitensprung oder was? Was soll ich dir denn leicht oder schwer machen?« »Ich hätte ihn mitbringen sollen.« »Mitbringen? Du meinst, hier in unsere Wohnung?« »Ja, damit du dir selber ein Bild machen kannst.« Eva schluckte. Sie verstand. Er hätte sich den jungen Mann nicht »vorgeknöpft«. Im Gegenteil. Er hatte sich von ihm einwickeln lassen. Sie warf die Fleischstückchen in brutzelndes Fett, um sie anzubraten. Die ersten geviertelten Zwiebeln nahm sie von seinem Brettchen und gab sie dazu. »Spricht er Deutsch?« »Hervorragend.« »Was macht er? Wovon lebt er?« »Er lackiert Autos am Fließband.« »Hat er nichts gelernt?« »Er hat in der Türkei studiert, brach sein Studium aber ab und floh in die Bundesrepublik.« »Warum?« »Weil sie seinen Bruder aufgehängt haben.« Fassungslos sah Eva ihn an. »Warum?«

»Weil sie seinen Bruder aufgehängt...« »Das kann jeder erzählen.« »Er hat mir einen Zeitungsausschnitt gezeigt. Ich kann zwar kein Türkisch, aber auf dem Foto war jemand zu sehen, der an einem Strick hing, das ist nicht zu leugnen. Den Namen konnte ich auch lesen, und die Familiennamen stimmten überein.« Eva setzte sich und stützte den Kopf auf die Handflächen. »Das ist

ein Ding.« »Du, der hat mir so viele schauerliche Sachen erzählt, dass ich danach das Gefühl hatte, sofort in die Badewanne zu müssen.« »Wer hat seinen Bruder umgebracht? Die Regierung?« »Nein, nicht so direkt. Er nannte diese Leute Graue Wölfe. Wir haben mal im Fernsehen einen Bericht darüber gesehen. Die gibt es hier auch. Rechtsradikale Türken. Sie terrorisieren ihre Gegner wohl mit Billigung der offiziellen Behörden. Das behauptet jedenfalls Mahmut. Er sagt auch, sie handeln manchmal in deren Auftrag.« »Ja, aber warum?« »Er sagt, sie hätten eine illegale Zeitung verteilt und Plakate geklebt.« »Deswegen bringt man doch niemanden um.« Harald zuckte mit den Schultern. Für ihn klang das auch alles ein bisschen abenteuerlich, aber er glaubte Mahmut. »Mahmut sagt, dass er Kurde sei. Die Kurden sind in der Türkei eine unterdrückte Minderheit. Vielleicht so wie früher bei uns die Juden ... na ja – vielleicht nicht ganz so ... und sie dürfen ihre Sprache nicht sprechen, weil es offiziell in der Türkei gar keine Kurden gibt.« »Davon steht nichts in unserem Lexikon.« »Hä?« »Ach, nichts. Erzähl ruhig weiter. Finde ich alles sehr interessant.« »Ja, und Mahmut und sein Bruder, die kämpften gegen diese Zustände. Forderten ihr Recht auf eine eigenständige Kultur und ihre eigene Sprache. Er sagt, es war Zufall, dass sie seinen Bruder aufgehängt haben. Es hätte ihn genauso gut treffen können. Er war nur nicht zu Hause, als sie kamen.«

»Wann kommt er? Du hast ihn doch eingeladen – oder nicht?« »Heute zum Abendessen.« »Weiß Elke schon davon?« »Nein, noch nicht.« Harald versuchte in ihren Augen zu lesen, was sie empfand. Die Rolle des starken Mannes, der für seine Familie die Kastanien aus dem Feuer holt, hatte er nicht gerade gespielt. Aber das war auch nie sein Anspruch gewesen. Auch wenn die Pferde manchmal mit ihm durchgingen. In Evas Augen sah er eine gewisse Freude. Schadenfreude vielleicht, weil

es ihm nicht gelang, sich durchzusetzen. Weil er sich einwickeln ließ. Es konnte aber auch die Freude auf den neuen Besuch sein, ein interessantes Gesprächsthema und einen gemütlichen Abend. Harald fühlte sich wie ein Quizkandidat. Es war auch möglich, dass Eva schon nach kurzer Zeit Mahmuts Geschichte widerlegte. Es war nie ratsam, sie zu belügen. Mit ihrer Fragerei, die ihn manchmal zur Weißglut brachte, bekam sie immer die Wahrheit heraus. Er hatte ein bisschen Angst davor, Mahmut könnte ihrem netten Verhör nicht gewachsen sein. Damit wäre er selbst als Dummkopf überführt. Schließlich hatte er ihm die Geschichte abgenommen. Er setzte sich mit einer Zeitung ins Wohnzimmer. Er blätterte sie ganz durch. Das Wort Türkei kam nicht vor. Dann versuchte er es mit der Wochenillustrierten. Ebenfalls Fehlanzeige. Als Erdkundelehrer wusste er, wo Kurdistan lag. Es war zwar auf keiner Karte eingezeichnet, aber Schüler fragten ihn manchmal, weil sie das Buch »Durchs wilde Kurdistan« von Karl May gelesen hatten. Es gab nicht nur ein Türkisch-Kurdistan, sondern Teile des Landes mussten auch noch in Syrien und im Irak sein. Er ärgerte sich, dass er so wenig wusste. Und das als Lehrer. Er fürchtete, sich vor seiner Tochter und seiner Frau zu blamieren. Auch dass er nicht über die politische Lage in der Türkei informiert war. Natürlich. Dort gab es eine Militärdiktatur. Das wusste er. Aber wie hießen die Repräsentanten? Wie stellte sich die Bundesregierung dazu?

Wo hast du nur in den letzten Jahren gelebt?, dachte er. Früher haben dich alle politischen Fragen brennend interessiert. Da bist du sogar zum Kollegenstammtisch von der Gewerkschaft gegangen, um tagespolitische Dinge zu diskutieren. Heute siehst du nur noch die Tagesschau, und die auch nicht alle Tage. Ist das Video daran schuld? Und in der Tageszeitung liest du meist nur die Überschriften. Mehr Zeit ist morgens nicht. Das Haus frisst mich auf. Ja, früher! Aber die Kosten für das

Haus müssen wieder rein. Da fällt so manches weg. Eben auch der Kollegenstammtisch. Und dann fast jeden Nachmittag die Nachhilfestunden. Da bleibt einem keine Zeit mehr, sich ausführlich über das Weltgeschehen ... Trotzdem. Es ist blamabel. Gerade für mich. Als Lehrer. Wo bei uns hunderttausende von Türken rumlaufen. Paar Millionen? Nicht mal die Zahl weiß ich annähernd. Er sprach laut, aber zu sich selber: »Es wird Zeit, Harald, dass du mal wieder liest, politische Sendungen siehst, mit Kollegen redest.« »Und mit deiner Frau«, sagte Eva aus dem Hintergrund. Es roch schon nach frisch gebratenem Fleisch. Doch Eva kam mit einem Tablett an, auf dem Brot und ein bisschen Aufschnitt lagen. »Wir essen erst Gulasch, wenn der Besuch kommt. Heute Mittag gibt es eben nur ein paar Schnitten.«

Zehntes Kapitel

In einem nahegelegenen italienischen Eiscafé tranken Mahmut, sein Anwalt und Harald Stobbe einen ersten Cognac auf den Schrecken. Mahmuts Hand zitterte, als er Zigaretten anbot. Doch sein Gesicht hatte das Strahlen eines Siegers. Harald Stobbe bestellte eine Runde Kaffee auf seine Rechnung. Er konnte nichts zu dem Prozess sagen. Die Verhandlung hatte ihn überfordert. Nach dem ersten Schluck Kaffee musste Harald sich entschuldigen und eilte mit langen Schritten zur Toilette. Blasser als vorher kam er zurück. Der Anwalt hatte neuen Cognac bestellt und erklärte Mahmuts Glück: »Normalerweise dauern solche Prozesse nur knapp zehn Minuten. Ich kenne Gerichte, da werden zehn bis fünfzehn Asylanträge an einem Vormittag durchgezogen – also abgelehnt. Die armen Burschen erscheinen sogar ohne Anwalt vor Gericht.« Entgeistert sah Harald den Anwalt an.

Das konnte nicht wahr sein: ein Prozess, bei dem es vielleicht um das Leben eines Menschen ging, und dann ohne Anwalt ... »Die Rechtsanwälte kassieren natürlich die volle Gebühr, aber sie haben oft vorgefertigte fotokopierte Schriftsätze, in welche die Sekretärin nur noch die jeweils verschiedenen Namen, Geburtsorte und so weiter einträgt ...« »Das ist wohl die Höhe! So kann man doch nicht ...« Der Anwalt machte eine beschwichtigende Handbewegung und goss seinen zweiten Cognac hinunter. »Ich kann die frustrierten Kollegen schon verstehen. Wenn jeder, aber auch jeder Antrag eines Türken auf Asyl abgelehnt wird, entwickelt sich das Verfahren zu einer Farce. Einer Show, die man abzieht, um der Sache einen rechtsstaatlichen Charakter zu geben. Einige Kollegen sind es leid, in dieser Show als Alibi aufzutreten. Es ist sowieso egal, ob sie da sind oder nicht. Das Ergebnis steht vorher fest. Sie verzögern mit formgerechten Anträgen das Verfahren lediglich um ein paar Minuten. Manchmal erreichen sie sogar eine Vertagung. Mehr nicht. Da kann ich schon verstehen, dass auch gute Kollegen nur noch Schriftsätze einreichen. Eigentlich ist auch das müßig. Warum soll man sich die Mühe machen, ständig neue Anträge zu formulieren, wenn man die stereotypen Antworten schon kennt.« In Harald Stobbe, der seinen Schülern die Gewaltenteilung und die Unabhängigkeit der Gerichte seit Beginn seiner Lehrtätigkeit als Grundpfeiler bundesdeutscher Demokratie darstellte, wühlten diese Sätze. Sie bohrten sich in ihn hinein, fassten an seinen Gedärmen, machten sich unerträglich breit in ihm, bis er erneut zur Toilette rannte, um sich zu übergeben. Mein Magen, dachte er, für meinen Magen ist das alles zu viel. Er zerkaute zwei Kompensan und erhoffte sich Besserung. Als er zum Tisch zurückkam, verabschiedete sich der Anwalt. »Vermutlich hat Ihre Tochter Mahmut das Leben gerettet. Schöne Grüße von mir und weiterhin viel Glück.«

Auszüge aus »Traumfrau«

Wolfhardt Paul nahm ein Bild in die Hand und führte es nah vor seine Augen. Eine fast weihnachtliche Stimmung kam in ihm auf. Das Mädchen stand vor einer großblättrigen exotischen Pflanze. Ihre Augen – genau in Bildmitte – spiegelten das Blitzlicht wider, so daß mitten in ihrer schwarzen Iris zwei künstliche Sterne glitzerten. Ihre pechschwarzen Haare hatte sie hinter die Ohren gekämmt, um einen freien Blick auf ihr ovales Gesicht zu ermöglichen. Ihr Pony reichte bis zu den Augenbrauen. Bestimmt hatte sie widerspenstiges Haar. Obwohl ordentlich frisiert, wirkte es wild. Mit ihrem schmalen Hals und ihrem unschuldigen Lächeln weckte sie einen Beschützerinstinkt in Wolfhardt Paul, den er seit Jahren nicht mehr gespürt hatte.

Obwohl sie lächelte, lag Leid in ihrem Gesicht. Sie trug ein weißes Kleid, das die Schultern freiließ und ihre dunkle Haut zur Geltung brachte.

Wolfhardt Paul hatte außer im Fernsehen und in Illustrierten noch nie eine Frau mit so schreiend roten Lippen gesehen. Er drehte das Foto um. Das Mädchen hieß Suvanna Intama und hatte die Nummer 931049.

Er las alle Angaben zu ihrer Person.

1,51/50

Buddhistin

05.02.2500 (1957)

Paß: beantragt

spricht Thai und etwas Englisch

Suvannas einziges Hobby ist die Hausarbeit.

Sie ist ledig, hat keine Kinder. Eine Heirat ist sofort möglich.

Was heißt das hier? Eins Komma einundfünfzig Strich fünfzig.

Das bedeutet, daß sie ein Meter einundfünfzig groß ist, belehrte Martin Schöllner den Landwirt.

Das hatte sich Wolfhardt Paul gedacht. Aber was bedeuteten die fünfzig? Das Alter konnte es schlecht sein ...

Er hatte schon ein paarmal daran gedacht, sie ans Bett zu fesseln, aber als sie jetzt wie gekreuzigt vor ihm auf dem Bett lag, erschrak er.

Sie hatte sich erbrochen. Klümpchen von gelbgrünlicher Magensäure verklebten ihr langes Haar. Wie Wachs- tropfen trockneten die Magensäfte auf dem Bettlaken und in ihrem Gesicht.

Sie hatte auch ein wenig Blut gespuckt. Ihr Kleid war verschwitzt. Ihre Augen fiebrig.

Er lehnte sich gegen die Tür und sah sie lange an. Unter seinen Blicken begann sie sich zu winden, soweit es die schmerzenden Gelenke zuließen. Hans Wirbitzki hatte den ersten Schrecken überstanden und begann sich mit der Situation anzufreunden.

»Martin hat dir Saures gegeben, weil du abgehauen bist, hm? So etwas tut ein braves Mädchen auch nicht. Du siehst ja, was du von hast.«

Er tastete über die Fesseln an ihrem rechten Bein und tätschelte den blau angelaufenen Fuß.

»Das tut mir wirklich leid, mußt du wissen. Wir tun dir nicht weh. Es wäre viel schöner, wenn es auch ohne das ginge.« Er entschloß sich, sie noch nicht loszubinden, sondern ihre Lage noch eine Weile auszukosten. Er sprach mit süßer, beruhigender Stimme auf sie ein, zog die Mettwurst aus der Tasche hielt sie ihr vors Gesicht.

»Sieh nur, ich hab dir etwas zu essen mitgebracht. Du hast bestimmt Hunger? Das ist eine Mettwurst, so was Gutes gibt's bei euch bestimmt nicht, hm?«

Sie reagierte nicht.

Er schmunzelte. »Ach, ihr habt irgend so 'ne Scheiß- religion, in der Schweinefleisch verboten ist, oder? Keine Ahnung, ob Thailand so ist oder in Indien, jedenfalls ist es dummes Zeug. Schmeckt gut, hm, lecker.« Er leckte

sich mit der Zunge langsam über Ober- und Unterlippe. »Gut. Sehr gut«, buchstabierte er fast. Dann träufelte er Senf aus der Tube auf das dickere Wurstende und sagte: »Nun mach schon das Maul auf, was anderes gibt es nicht. Los, der Onkel füttert dich! Sei ein braves Mädchen, oder soll ich dir die Nase zuhalten?«

Sie drehte den Kopf weg.

»Ja so seid ihr Frauen. Wenn man euch nur ein bißchen Bewegungsfreiheit läßt, schon nutzt ihr sie aus. Willst du mir deine Verachtung zeigen? Das hältst du nicht lange durch. Hier wird gegessen, was auf den Tisch kommt. Bevor du die Mettwurst nicht verputzt hast, gibt es nichts anderes. Also schau mich an und klapp die Kauwerkzeuge auseinander.«

Sie versuchte, ihr Gesicht ins Bettlaken zu drücken.

Für die Recherche zu diesem Roman gründete Klaus-Peter Wolf die Firma „Hot pants“ für Mädchen- und Frauenhandel (Steuernummer 18/079/0175/7). Zwei Jahre durchforstete er die Szene und gewann verstörende Erkenntnisse.



Grafik: Horst Dieter Gölzenleuchter, in: ders.: Nicht mit den Wölfen heulen. Ein literarisches Bilderbuch. Edition Wort und Bild 1979

Brief an Horst Dieter (Oskar) Gölzenleuchter

13. April 1994

Lieber Oskar,

es war schön, mal wieder Post zu bekommen von jemandem, der mich Ede nennt.

Ja, wir werden alle älter, aber daß du mal 50 wirst ...

Ich selbst habe gerade meinen Vierzigsten hinter mir und wenn ich nicht so ein zäher Hund wäre, wäre ich wohl draufgegangen.

Gern käme ich zu deinem Geburtstag, aber ich bin voll im Streß, denn ich arbeite gerade an der Verfilmung von meinem neuen Roman »Samstags, wenn Krieg ist«, der, wie du vielleicht gesehen hast, soeben bei Hoffmann & Campe erschienen ist. Anbei bereits die Vorankündigung des Senders.

Der Film soll am 18. September um 20.15 in der ARD ausgestrahlt werden.

Falls du SWF 3 (Fernsehen) empfangen kannst, die machen ein großes Porträt, 45 Minuten lang, über mich. Am 13. Mai, ebenfalls zur besten Sendezeit um 20.15 abends, wird es gesendet.

Gern würde ich auch Renate mal Wiedersehen. Eure Tochter muß doch jetzt schon sehr groß sein. Ich habe zwei Töchter. Eine Mona und eine Maxi. Mona ist 13, Maxi 8 Jahre alt. Ich hoffe, ihr versteht, daß ich nicht komme. Es sind nicht nur die Dreharbeiten. Nach der Operation fühle ich mich auch noch nicht ganz doll und will noch nicht so viel unter Leute. Da sitze ich lieber noch ein bißchen am Teich und angle.

Weißt du, daß du mir mal zum Geburtstag ein Bild geschenkt hast? Den Rattenfänger? Er hat mich immer begleitet. Er hing immer neben meinem Bett. Dort hängt er auch jetzt noch.

Je mehr ein Konflikt sich zuspitzt, um so größer werden die strittigen Themen vereinfacht. Am Ende geht es

nur noch um Gut oder Böse. Wer tötet wen? Der Krieg beginnt damit, dass wir aufhören, in jedem Einzelnen das Individuum zu sehen und ihn nur noch als Teil einer Masse betrachten. Romane gestalten Einzelschicksale.

Auszug aus »Samstags, wenn Krieg ist«

Erstes Kapitel

Er hat lange genug im Dunkeln gestanden und zugesehen. Es wird Zeit, ins Licht zu treten.

Die anderen werden schon unruhig, halten es hinterm Gartenzaun nicht länger aus. Sie wollen endlich ran ans Bier und ans kalte Buffet. Sie wollen ihre Musik auflegen. Den Rhythmus verändern. Sofort.

»Schlimme Lieder. Böse Texte. Ja, so soll es sein«, summt er. Wie eine Tonbandspule, die sich immer wiederholt, kreist heute dieser Song von den Böhsen Onkelz in seinem Kopf. »Los!«, drängt Siggie »Übernehmen wir die Fete.«

Aber Wolf deutet an, dass sie noch warten sollen. Nur einen Moment. Er entscheidet, wann es losgeht.

Er genießt die Vorfreude.

Wie aufgeblasen diese Typen herumlaufen. Wie sie balzen. Sich wichtig tun.

»Nach Ibiza kann man ja wirklich nicht mehr fahren. Diese überfüllten Strände.«

»Wir haben das Haus jetzt renovieren lassen. Das alte Fachwerk ist geblieben.

Aber Doppelglasscheiben. Fußbodenheizung.«

Sie haben sich fein eingerichtet mit ihren dreizehn Monatsgehältern. Ihren Lebensversicherungen und Eigenheimen. Für Typen wie uns ist kein Platz in ihrer beschissenen Demokratie. Die Party läuft ohne uns. Aber wir sind da. Man kann uns nicht wegdiskutieren. Wir lassen uns nicht besoffen reden.

Er weiß genau, was gleich passieren wird, wenn er aus dem Gebüsch kommt, über den Gartenzaun steigt und wie selbstverständlich auf das kalte Buffet zugeht. Wie ein geladener Gast.

Sie werden zunächst so tun, als ob sie ihn nicht sähen. Das machen sie immer so. Das haben sie so gelernt, Probleme erst mal zu ignorieren. Vielleicht wird es ja nicht so schlimm werden. Vielleicht wird es bald vorüber sein, einen anderen treffen.

Von denen steht keiner so einfach ein für seine Sache. Oh nein, Fäuste hoch und Mann gegen Mann, das kennen die nur aus Filmen.

Sie werden ihm den Weg freimachen. Eine richtige Schneise wird sich im Garten bilden, bis zum Buffet. Er wird um sich herum immer mindestens zwei Meter Platz haben. Alle werden woandershin schauen. Er wird versuchen, ihnen in die Augen zu sehen. Es gelingt nur sehr selten. Bei den Frauen öfter als bei den Männern. Die Männer fürchten die Herausforderung zum Duell. Sie haben doch bisher in ihren Büros gelebt, als ob es so etwas nicht mehr gäbe.

Manchmal, in den seltenen Momenten, wenn er Blickkontakt bekommt, dann genießt er ihr unterwürfiges Lächeln. Sie wollen ihn dazu bringen, zurückzulächeln. Ihn für sich einnehmen. Soll er sich doch ruhig ein paar Würstchen nehmen. Und bitte, hier noch vom Lachs oder den Räucherforellen.

Sie wollen keinen Ärger, das ist alles. Ein paar Flaschen Bier. Bitte. Hauptsache, wir haben dann wieder unsere Ruhe und alles bleibt friedlich.

Manchmal versucht ein ganz Mutiger, ihm ein Gespräch aufzudrängen, so in die Richtung: Ich habe ja Verständnis für die Jugend. Ganz vorurteilsfrei, versteht sich. Er sei früher nämlich auch ganz ausgeflippt herumgelaufen. Also, keine Glatze, ha, ha, ha. Eher schon das Gegenteil: lange Haare bis hierhin. Ja. Wirklich wahr. Sehe man ihm heute nicht mehr an. Joints habe er geraucht! Das sei natürlich zwanzig Jahre her.

Er bietet Bier an und eine Zigarette und während Wolf schweigend zuhört und alles nimmt, kapiert der

andere immer noch nicht: Es hat keinen Zweck. Wir sind nicht zu überzeugen. Nicht zu gewinnen. Wir werden dir alles wegnehmen, wenn du nicht kämpfst. Alles. Deine Party wird unsere Party. Deine Gäste werden gehen. Unsere kommen. Ich bin nicht allein. Siehst du. Da sind die anderen.

Hast du noch mehr Bier im Haus? Aber klar. Wussten wir doch, dass du großzügig bist. Jetzt spielst du unsere Musik. Aber sicher, gerne. Du bist doch offen für alles Neue. Schade, dass so viele deiner Gäste gerade jetzt gehen müssen. Aber so ist das eben. Kaum wird's gemütlich, hauen alle ab. Keine Angst. Wir bleiben.

Bevor wir gehen, werden wir dir alles nehmen. Deine Ehre. Deine Illusionen.

Und am Ende deine Frau.

Ja, die Frauen gehören dem Sieger. Glaub es mir. Das ist auch bei den Tieren so.

Der stärkste Löwe bekommt alle Weibchen.

Ja, das ist tief drin in den Weibern. Die haben das im Blut. Tu nicht so, als ob du es nicht wusstest. Du hast es immer gewusst. Du hast nur versucht, es zu vergessen.

Und wenn wir dir alles genommen haben, dann kotzen wir in dein Wohnzimmer.

Ach nein, da verabschiedet sich der Herr Ingenieur auch schon, und das nette Lehrerehepaar.

Klar, ruf ruhig die Polizei. Die werden dir nicht helfen. Du hast uns doch eingeladen. Du hast unsere Musik aufgelegt. Du hast uns Bier und Brote aufgedrängt und über unsere Scherze gelacht. Wir haben niemandem etwas getan. Wir sind einfach nur da, mit unserer Entschlossenheit.

Das kannst du nicht ertragen, weil du keine Kampfbereitschaft in dir hast. Das ist es. Und deshalb werden wir alles bekommen. Kampflos. Du wirst es sehen.

Beim letzten Mal hat so eine alternative Tussi versucht, ihn vollzulabern.

Richtig angebaggert hat sie ihn. Ob er das nötig hätte, mit diesen Männlichkeitssymbolen. Sie redete und redete.

Je nervöser sie werden, umso schneller schießen sie ihre Sätze ab, er kennt das.

Am Ende will sie mit einem wie ihm nur zu gerne mal ins Bett. Der Tiger auf der Matratze ist ihr nämlich eine willkommene Abwechslung.

Sie hat diese Gefühle, und sie fürchtet sich davor. Sie lässt es nie raus. Aber dass der Softie, neben dem sie seit Jahren schläft, in Wirklichkeit nur ein Langweiler ist, das weiß sie, wenn sie ihn sieht: Wolf, den Söldner.

Also gut. Es kann losgehen. Er gibt den anderen ein Zeichen. Sie sollen noch warten, denn er liebt diese Soloauftritte. Als er über den Gartenzaun steigt, spürt er eine Erektion. Bei jedem Schritt reibt die Unterhose an seinem steifen Glied.

Alles geschieht, wie er es vorausgesehen hat. Nichts Neues. Der Hausherr tut, als hätte er ihn sowieso eingeladen.

Jetzt kommen die anderen. Langsam treten sie aus dem Schatten hervor. Wie lebende Tote. Gerade den Gräbern entsprungen. Zombies.

Der Hausherr versucht, sich freizukaufen. Immerhin. Ein mutiger Schritt. Mit hundert Euro, einem Kasten Bier und einem guten Anteil vom kalten Buffet.

»Hier, Jungens, nehmt das. Davon könnt ihr euch noch woanders einen trinken. Ihr müsst das verstehen, hier geht es heute wirklich nicht. Also, ich habe nichts gegen euch und eure Musik. Aber... Nun nehmt schon das Bier und amüsiert euch woanders.«

»Was macht denn der Nigger da auf einer deutschen Party?«, fragt Wolf.

Der Hausherr schluckt, versucht zu lachen, als hätte Wolf einen Witz gemacht. Hat Wolf aber nicht.

»Ach, der. Das ist der Chefarzt der Chirurgie vom Marienhospital.« Sigggi tritt neugierig hinzu.

»Ist der Arzt?« »Ja. Arzt. Genau.« »Und? Ist hier jemand krank?«, zischt Sigggi.

Der Hausherr windet sich. Er will den Schwarzen nicht rauswerfen. Aber er will auch keinen Ärger.

Man kann nicht alles haben.

Sigggi spielt dem Opa am Schlips. Blaue Seide mit roten Punkten. Der Schlips war teurer als alle Klamotten, die Sigggi am Körper trägt. Bis auf die Schuhe. Siggis Ein und Alles. Die haben ein Vermögen gekostet. Sechzehn Loch.

An Siggis Fingern klebt noch der Senf. Er wischt sie an dem Schlips ab, und das arschloch lächelt auch noch.

Einmal, denkt Sigggi, einmal möchte ich es erleben, dass einer von euch brüllt: Bis hierher und nicht weiter! Schluss! Aus! Hört sofort auf, oder ich polier euch die Fresse! Warum tut ihr das nicht? Warum lasst ihr uns machen?

Zweites Kapitel

Yogi legt den Kopf schräg und lauscht. Er hört die Geräusche. Sie kommen vom Friedhof oder vom Wald. Er weiß es nicht genau. Aber sie sind echt. Wirklich da. Nicht nur in seinem Kopf. Yogis rechter Fuß zittert. Der Fuß zittert immer, wenn Yogi nicht so genau Bescheid weiß. Der Fuß sagt es ihm. Das Zittern wird mit der Unsicherheit stärker. Jetzt wackelt schon sein Knie. Wenn er seinen Bruder nicht bald findet, wird sein ganzer Körper zittern. Er versucht, seine Schultern festzuhalten. Sigggi mag es nicht, wenn er solche Verrenkungen macht. »Steh nicht da wie Pik Sieben!«, schimpft Sigggi dann. Yogi weiß, was Pik Sieben ist. Eine Spielkarte. Früher hat er oft Karten gespielt. Mit Sigggi, mit Papa, und da waren

noch andere. Wie hießen die? Er hat ihre Namen vergessen. Aber das Spiel hieß Skat. Ja, er weiß es wieder. »Skat! Skat! Skat!«, will er rufen. Aber es hört sich an wie »Schad! Schad! Schad!« Yogi wischt sich Speichel vom Kinn. Wenn er redet, spuckt er. Besonders mit vollem Mund darf er nicht reden und auch nicht lachen. Er beschlabbert dann sein Hemd. Den Schnodder an seiner Nase bemerkt er nie. Manchmal vergisst er, dass er eine Nase hat. Siggi putzt ihm oft den grünen Schleim ab. »Bah!«, sagt Siggi dann, oder: »Der leckt schon wieder seine eigene Rotze.« Siggi meint das nicht böse. Siggi ist lieb. Meistens. Auch wenn er Yogi nicht mehr gerne beim Kartenspielen mitmachen lässt. Die Zeichen auf den Karten sind für Siggi sehr wichtig. Er schaut sie immer ganz genau an. Aber es macht ihm nicht wirklich Spaß, die Karten auf den Tisch zu werfen. Eine nach der anderen. Oder alle auf einmal. Kartenschnee. Schneekarten. Schlitten-As. Pik Sieben. Yogi lehnt sich gegen die Friedhofsmauer. Seine Jacke schabt an den Steinen vorbei. Er fühlt sich wie ein Zug auf den Schienen. Die Mauer leitet ihn. Sie hält ihn. Führt ihn hin. Er drückt sich dagegen, während die Beine ihn vorwärts schieben. Dann erreicht er das schmiedeeiserne Tor. Er umklammert die Stäbe wie ein Gefangener. Er drückt sein Gesicht zwischen die Stangen. Er lacht. Es ist so schön kühl an den Wangen. Sie sind da. Im fahlen Licht einer entfernten Straßenlaterne kann Yogi die Gesichter nur schemenhaft erkennen. Ein Geistertanz mit Glatzen, auf denen sich das Mondlicht spiegelt. Siggi zündet ein Feuer an. »Ah«, macht Yogi. Jetzt sieht er mehr. Wolf schwingt den Vorschlaghammer. Der Grabstein splittert auseinander. Und schon der nächste. Wolf zielt immer genau auf die Sterne. Wolf ist stark. Er hechelt wie der kleine Hund, den Yogi einst hatte. Der mit dem weichen Fell. Der leider überfahren wurde. Peter sprüht auf die Friedhofsmauer:

Hier liegen alles nur Schweine 6 Millionen Lügen
Heil Hitler
Dann mit großen Buchstaben: PLO.

»Äi, du Arsch! Hast du sie nicht mehr alle, oder was?«, brüllt Wolf. Peter steht einen Moment starr. Er weiß nicht, was er falsch gemacht hat. Doch er fürchtet Wolfs Wut. Wolf hält den Hammer, als wäre er sein dritter Arm. Angewachsen. Eine stählerne Verlängerung. »Wieso, was ist denn?« Wolf lässt den Hammer sinken und zeigt auf die frischen Buchstaben. Siggie tritt hinzu. Peter lacht listig: »Das ist eine Täuschung. Ein Trick. Sie werden glauben, dass die Araber es waren.« Jetzt wirkt Wolf, als würde er am liebsten mit dem Hammer einen Scheitel auf Peters Kopf ziehen. Peters Haare sind ihm sowieso zu lang. Pennerfrisur.

Auszug aus »Donnas Baby«

16. Kapitel

Donna will den Schwangerschaftstest am liebsten allein machen. Sie will ihre Reaktion auf das Ergebnis zunächst für sich alleine haben. Mit niemandem diskutieren. Sich nicht rechtfertigen. Aber sie kann es nicht in ihrer Dachwohnung machen. Etwas hindert sie. Es kommt ihr selbst lächerlich vor. Sie könnte den Test mit nach oben nehmen und fertig.

In ihr steigen irrationale Ängste hoch. Sie könnte auf der Treppe stürzen, die Plastiktüte aus der Apotheke fallen lassen. Der Test könnte die Treppe hinunterkullern, ihrer aufgeregten Mutter entgegen, die kommt, um ihr zu helfen.

Sie schafft es nicht, den Test mit ins elterliche Haus zu nehmen. Sie geht damit zu Jens. Der reagiert überhaupt nicht, sitzt nur da wie Buddha und schaut sie an. Während er versucht, den Gelassenen zu spielen, tobt in ihm ein Kampf. Was hat sie vor? Ist das eine Show, mit der sie ihn unter Druck setzen will? Ist das ein Test? Will sie nur sehen, wie er reagiert? Mädchen machen so was, um herauszufinden, ob ihr Freund es ernst meint oder nicht. Er hat öfter davon gehört, jetzt passiert es ihm selbst. Oder ist das alles ernst? Will sie ihn abschrecken? Sucht sie einen Grund, mit ihm Schluß zu machen? War die Vorstellung, die er bei ihren Eltern gegeben hat, so schlecht, daß dies nun das inszenierte Ende wird? Er schielt zu der Dose im Regal, in der er seine Beischlafutensilien aufbewahrt. Präservative, Massageöl ...

Während Donna zur Toilette geht, um in ein Röhrchen zu pinkeln, und wieder darüber meckert, wie sein Badezimmer aussieht, sagt er mit fester Stimme gegen die verschlossene Tür: »Aber wie kannst du schwanger sein? Wir haben doch immer mit...« »Nicht beim ersten

Mal«, ruft sie von drinnen. Es klingt wütend, wie der Beginn einer Verteidigungsrede.

Das Reagenzglas in der Hand, erscheint sie im Türrahmen. Sie wirkt irgendwie größer auf ihn, als sei sie gerade auf der Toilette gewachsen. Vorsichtig trägt sie das Reagenzglas vor sich her und sucht eine freie Fläche. Schließlich stellt sie es auf den Kühlschrank, neben die Kaffeemaschine und den vollen Aschenbecher. Dann schiebt sie mit spitzen Fingern den Aschenbecher zur Seite. Sie entleert ihn nicht. Das ist seine Aufgabe. Aber sie findet es unpassend, ihren Urin neben die zerdrückten Kippen zu platzieren. Dort, in diesem Röhrchen, passiert jetzt vielleicht etwas ganz Entscheidendes. Neues Leben kündigt sich an. Oder auch nicht. Das erfordert eine gewisse Würde, findet Donna.

»Wenn es sich blau färbt ...«

»Ich weiß«, sagt Jens und sieht schon, wie sich in dem Reagenzglas bläuliche Fäden zu einem Bodensatz verdichten.

»D... das heißt noch gar nichts.« Donna richtet ihren Zeigefinger auf ihn wie einen Pistolenlauf. »Das will ich gleich klarstellen. Ich hab's nur mit dir gemacht. Wenn das da positiv ist, dann war das in unserer idiotischen, bekifften ersten Nacht im Zelt. Versuch ja nicht, dich herauszureden!«

Er schluckt. *Das hatte ich gar nicht vor*, will er sagen. Doch ihr Angriff ist so massiv, daß die Worte ihm jetzt lächerlich vorkommen. Er schweigt. Gern möchte er ihre Hand nehmen, aber er fühlt sich wie gelähmt. Wie kurz vor einer schweren Operation. Die Betäubungsspritzen wirken schon, die Ärzte stehen bereit. Gleich werden sie seinen Körper öffnen und etwas herausholen, das sich dort lange störend und quälend versteckt hat.

Flüssiger blauer Nebel steigt im Reagenzglas höher. Die blaue Farbe beginnt sich gegen das Gelb durchzusetzen. Je klarer das Blau zu erkennen ist, desto mehr sackt

Donna in sich zusammen. Die Riesin beginnt zu schrumpfen. Jens dagegen spürt nun etwas anderes. Einen merkwürdigen, fröhlichen Optimismus. Vielleicht ist das seine große Chance, alles besser und anders zu machen. Die drei schlimmsten Schimpfwörter, die er bis eben kannte, waren *Vater, Mutter, Eltern*. Vielleicht ist er dazu geboren, aus den Fehlern der vorherigen Generation zu lernen und alles neu zu machen. Nein, er hat keine Bücher über Erziehung gelesen. Er wird es auch nicht tun. Er wird sein Kind einfach lieben. Mehr braucht ein Kind nicht.

Diese Gewißheit breitet sich als wohliges Gefühl in ihm aus. Und zugleich kommt die Angst, so zu versagen wie seine Eltern. Wie viele Eltern. Wie die meisten.

Er sieht, daß Donna zu weinen beginnt. Es sind stumme Tränen. Er weiß nicht, ob es Rührung ist oder Trauer.

Der Urin im Röhrchen ist nun tiefblau. Kein Irrtum möglich. Positiv.

Jens nähert sich Donna. Er möchte den Arm um sie legen und sie an sich drücken. Doch bei der ersten sanften Berührung springt sie auf, als habe er sie mit einer Peitsche geschlagen. Sie reißt die Packungsbeilage an sich und liest sie noch einmal durch.

»Vielleicht – vielleicht ist das Ergebnis verwackelt, weil ich blöde Kuh das Ding auf den Kühlschrank gestellt hab. Hier steht: eine ruhige Unterlage. Hier wackelt doch sowieso alles!« Ihr Fuß schnell wütend in Richtung Kühlschrank, doch sie hält im letzten Moment inne.

»Der Test ist positiv. Wir kriegen ein Kind«, sagt Jens und freut sich über seine eigene Klarheit.

»Das kann doch nicht sein! Das darf einfach nicht wahr sein!«

Jens breitet die Arme aus. »Beim ersten Versuch ein Treffer! Wenn das kein Zeichen des Himmels ist!«

Er merkt selbst, daß sein Optimismus und seine Fröhlichkeit zu aufgesetzt und künstlich wirken. Donna schaut sich das Verfallsdatum auf der Packung an. Dann lacht sie. Es ist ein drohendes Lachen, wie das von einem Menschen, der feststellt, daß er wieder einmal hereingelegt worden ist, und sich das von nun an nicht mehr gefallen lassen will. »Das Ding ist längst hinüber. Ich kenne den Trick. Meine Eltern machen das manchmal mit ihren Joghurtbechern.«

Er nimmt ihr die Packung aus der Hand und schaut selbst hin.

»Wieso? Haltbar bis April neunundneunzig.«

Sie faucht ihn an: »Neunundneunzig? Guck doch genau hin! Siebenundneunzig steht da! Das ist nur so ungenau gedruckt, daß man es verwechseln kann. Und dann haben sie das Preisschild genau darüber geklebt. Wenn du es abreißt, ziehst du immer etwas Papier mit ab und kannst gar nichts mehr sehen. Die haben uns beschissen, und zwar genau um zwei Jahre! Dieses Ergebnis ist nichts wert. Gar nichts. Die wollten nur mein Geld, nichts weiter. Fast vierzig Mark!«

Jens zieht sein Portemonnaie heraus. Er hält ihr einen Zwanzigmarkschein hin. Donna sieht ihn spöttisch an und schüttelt den Kopf. Dann findet sie sich plötzlich in seinen Armen wieder. Sie hat ihr Ohr an seiner Brust und hört, wie heftig sein Herz pumpt.

»Der Test, das ist ja nur Quatsch. Aber, ich meine, wenn er jetzt wirklich positiv gewesen wäre, wenn der Test in Ordnung gewesen wäre – du, du hättest zu mir gehalten?«

Als Antwort drückt er sie noch fester an sich. Jens fühlt sich immer noch wie jemand, der eine Prüfung absolviert. Er weiß noch nicht, ob der Lehrer jetzt nur mit ihm plaudert oder ob die Prüfung weitergeht. Es ist eine Prüfung, die er vor sich selbst zu bestehen hat, das weiß er.

Die Wärme in ihm ist plötzlich weg. Am liebsten möchte er in Donna hineinkriechen und sich von ihr beschützen lassen. Aber er weiß, daß sie diejenige ist, die Schutz braucht.

Jens beugt vor: »Ich könnte tapezieren. Das Badezimmer will ich ja sowieso ...«

Donna versteht, daß seine Worte lieb gemeint sind, aber sie will nichts mehr hören. Sie legt ihre Finger auf seine Lippen. Er öffnet den Mund ein wenig, so daß sie mit den Fingernägeln über seine Zahnreihen fahren kann. Er beginnt, an ihren Fingerspitzen zu lecken und zu lutschen. Zunächst fragend, dann immer gieriger, wie ein Baby, das einen anderen Schnuller bekommen hat und den neuen Geschmack noch nicht zuordnen kann.

»Weißt du, was mich am meisten stören würde, wenn du wirklich schwanger wärst?« fragt Jens.

Donna schüttelt den Kopf an seiner Brust. Gleichzeitig beißt sie durch sein T-Shirt in seine linke Brustwarze. So wirkt ihr Kopfschütteln, als wolle sie Fleisch aus ihm herausreißen.

»Daß wir es die ganze Zeit mit Präsern gemacht haben, obwohl es gar nicht mehr nötig war.«

Sie beißt noch fester zu. Sie möchte ihm jetzt weh tun, ihn kratzen, ihre Zähne in seine Haut graben, bis er schreit. Dieses Gefühl ist ihr völlig neu, und sie traut sich nicht wirklich, ihm nachzugeben. Sie glaubt, daß es nur Wut auf ihn ist, und gleichzeitig merkt sie, daß sie feucht zwischen den Beinen wird. Sie ist glücklich und ärgerlich zugleich und weiß nicht wohin mit ihren Gefühlen.

Sie möchte ihm sagen: *Schlaf jetzt mit mir. Sofort. Mach es mit mir, wie du es noch nie mit einer Frau gemacht hast.* Doch als er von allein beginnt, sie ausziehen, bremst sie ihn.

»Nicht. Ich kann jetzt nicht.«

»Aber, Donna, ich dachte, du ...«

»Du kannst wohl an gar nichts anderes denken, was?«

Sie geht. Verstört bleibt er zurück. Er gießt sich einen Schnaps ein, läßt das Glas jedoch stehen, ohne daraus zu trinken. Er beginnt, sich eine Zigarette zu drehen, läßt aber das Papier mit dem Häufchen Tabak drauf auf der Sessellehne liegen. Er geht zur Toilette, stellt fest, daß er gar nicht muß, kommt zurück, dreht sich eine neue Zigarette, zündet sie an, legt sie in den Aschenbecher, rennt zum Fenster und schaut hinaus, ob er Donna noch sieht. Er glaubt, sie im Flur zu hören. Er stürmt ins Treppenhaus, doch dort ist niemand. Er muß jetzt ganz dringend eine rauchen, hat aber vergessen, daß bereits eine im Aschenbecher schwelt, und dreht sich eine neue.

Was war es, das uns so verwirrt hat? War es nur der Test? War es mein Ja zu dem Kind?

Er wird in nächster Zeit Geld brauchen. Das steht wie in brennenden Buchstaben an der Wand. Und die Bude muß renoviert werden. Er drückt die gerade erst angefangene Zigarette im Aschenbecher aus. Jetzt entdeckt er die andere.

Okay, denkt er. Okay. Womit fange ich an?
Sein Blick schweift zum Badezimmer.

17. Kapitel

Donna will Sicherheit. Sie geht zu Frau Dr. Conrad. Einige in ihrer Klasse haben Frau Dr. Conrad empfohlen. Sie gehen lieber zu einer Frau als zu einem Mann.

Donna wundert sich, daß sie sofort einen Termin bekommt. Andere Frauenärzte sind Wochen im voraus ausgebucht. Aber der wichtigste Grund für Donna, zu Frau Dr. Conrad zu gehen, ist der: Ihre Mutter hat einen anderen Frauenarzt.

Sandra, die Sprechstundenhilfe, ist höchstens zwei Jahre älter als Donna. Sie hört sich ein bißchen erkältet an und lutscht Anisbonbons aus einer Tüte, die neben

ihrer Computertastatur liegt. Sie bietet Donna eins an und scheint alles zu wissen, bevor Donna etwas sagen muß. Sie zieht Donnas Chipkarte einmal durch den Computerschlitz und beobachtet Donnas nervöse Blicke auf die Fotos an den Wänden. Es sind ausnahmslos Babys. Neugeborene. Im Bettchen, lachend, weinend, mit Schnuller, ohne Schnuller, an der Brust nuckelnd oder auch nur von zwei Händen in Richtung Kamera gehalten. Die Polaroidfotos sind mit Heftzwecken so an den Wänden befestigt, daß sie Donna an die Poster in ihrem Zimmer erinnern. Jeder heftet das an die Wände, was ihm besonders wichtig ist. Eine Postkarte. Ein Autogramm. Ein Starporträt. Eine Siegerurkunde. Oder eben Babygesichter.

»Die verdanken uns alle ihr Leben«, sagt Sandra, und Donna findet, es klingt merkwürdig. So als wären diese Kinder sonst gestorben.

»Wenn der Schwangerschaftstest positiv ist«, fragt Donna, »muß das dann gleich jeder erfahren?«

Sandra schüttelt den Kopf. »Wer ist jeder?«

»Naja. Meine Eltern zum Beispiel.«

»Vor denen wird es sich nur schwer verheimlichen lassen, was denkst du?« Donna stöhnt.

Sandra legt ihre Hand auf Donnas. »Glaub mir, hier kreuzen Hunderte von Mädchen auf, um sich testen zu lassen. Sie sehen alle aus wie du. Ich erkenne sie schon von weitem.

Aber nur die wenigsten sind schwanger. Es gibt tausend Gründe, warum die Tage ausbleiben können.«

»Bei mir ist es sowieso immer so unregelmäßig«, sagt Donna. »Manchmal habe ich acht Wochen nichts, dann wieder...«

»Du solltest die Pille nehmen, dann reguliert sich das. Aber das wird die Frau Doktor dir sagen. Weiß er es schon?«

Donna braucht einen Moment, um die Frage zu verdauen, dann nickt sie und ärgert sich darüber, daß ihr sofort Tränen in die Augen schießen.

»Und? Wie hat er es aufgenommen?«

Donna antwortet nicht. Sandra deutet die Tränen falsch. »Ja, so sind die Typen. Zum Schluß kommen wollen sie alle. Aber wer steht schon dafür gerade? Wie heißt er denn? Ist er verheiratet?«

Donna schüttelt den Kopf. »Nein, nein. Er heißt Jens.«

Sandra gibt Donna die Plastikkarte zurück. Donna öffnet ihr Portemonnaie und schiebt das Kärtchen hinein. Dabei sieht Sandra das Foto von Jens. Mit geblähten Wangen pustet er in sein Saxophon.

»Ist er das?« fragt sie merkwürdig kalt.

Donna nickt. Die Vertrautheit zwischen ihnen ist plötzlich verfliegen. Ein leiser Gong ertönt. Sandra zeigt stumm auf die Tür.

Frau Dr. Conrad hat eine warme Stimme. Verständnisvoll. Vertrauenerweckend. Sie ist knapp über Fünfzig, sieht jünger aus, aber gleichzeitig damenhaft. Sie hat etwas von Senta Berger und ein bißchen was von Donnas Mutter. Sie schaut sich die Karte an, die Sandra ausgefüllt hat, während Donna sich frei macht und den Stuhl besteigt.

»Du bist bei deinem Vater versichert?« fragt sie, als ob sie das nicht aus der Patientenkarte entnehmen könnte, und schnippt mit dem Finger gegen die Pappe.

Donna nickt. Sie findet es okay, von Frau Dr. Conrad geduzt zu werden, obwohl es ein bißchen lächerlich ist, zu einer Schwangerschaftsuntersuchung zu erscheinen und nicht als Erwachsene, sondern als Kind behandelt zu werden.

Frau Dr. Conrad zieht Gummihandschuhe an. Sie erinnern Donna auf merkwürdige Weise an die große Folie, unter der sie an jenem ersten Abend mit Jens getanzt hat.

Sie fühlt sich wohl bei Frau Dr. Conrad, so wohl, wie sie sich auf diesem Stuhl überhaupt nur fühlen kann. Sie entscheidet sofort für sich, in Zukunft immer hierherzukommen und nicht mehr zu dem Frauenarzt zu gehen, den ihre Mutter zu Rate zieht. Wenn seine Finger in sie hineinglitschten, hatte sie immer das Gefühl, zu Eis zu gefrieren. Dies passiert jetzt nicht. Frau Dr. Conrad redet dabei mit ihr. Über die Schule, über Möglichkeiten der Empfängnisverhütung und darüber, daß Aids noch lange nicht besiegt ist.

Erschrocken fragt Donna, ob sie denn auch einen Aidstest machen solle.

»Die Entscheidung darüber«, sagt Frau Dr. Conrad, »kann dir niemand abnehmen, Kind.«

Für die Ärztin ist die Schwangerschaft längst erwiesen. Sie verliert kein Wort darüber. Sie versucht, mehr über Donna zu erfahren.

In den ersten drei Monaten sagt sie *diesen jungen Dingen* nicht gern die Wahrheit. Nach drei Monaten kann nichts mehr passieren. Egal, welche Regierung die Gesetzeslage mal wieder wie verändert hat, nach drei Monaten gibt es keinen legalen Abbruch mehr. Vorher ist alles möglich.

Frau Dr. Conrad weiß, daß die meisten ihrer Kollegen jungen Mädchen zum Schwangerschaftsabbruch raten und auch bereit sind, diesen durchzuführen. Sie kann das nicht. Es gibt in ihr eine innere Sperre. Man darf kein werdendes Leben vernichten. Eine Stimme in ihr sagt es knallhart. Härter, als sie es jemals formulieren würde: *Wer vögeln kann, der kann auch Kinder kriegen.*

Sie kennt all die Gründe, warum es Frauen gerade nicht paßt, ein Kind aufzuziehen. Weil die Ausbildung noch nicht abgeschlossen ist. Weil der Mann nicht der richtige ist. Weil sie im Moment gesundheitlich nicht so auf dem Damm sind. Weil er noch verheiratet ist. Weil es zur Zeit finanziell etwas eng ist. Weil das Haus erst abbezahlt werden muß. Weil die Wohnung zu klein ist.

Oder auch, weil schon zwei Kinder da sind. Einer Patientin, Mutter von vier Kindern, die ihr fünftes nicht bekommen wollte und heute morgen weinend vor ihr saß, hat Frau Dr. Conrad die Frage gestellt: »Warum erschießen Sie nicht eins von den anderen und gucken, ob das Neue besser ist?«

Sie weiß, daß sie diese Patientin nie wiedersehen wird. Sie legt auch keinen Wert darauf. Von dieser Mutter hatte sie mehr Verantwortungsgefühl erwartet. Bei den jungen Dingen geht sie von vornherein davon aus, daß sie nur eine Entscheidung kennen: Abtreibung. Sie macht dabei nicht mit. Einige Kollegen würde sie am liebsten anzeigen. Aber sie verläßt sich nicht gern auf Gesetze. So etwas ändert sich. Leute, die heute vor Gericht stehen, sind morgen Helden, und umgekehrt. Sie hat die Gesetzesänderungen schon seit langem nicht mehr gezählt. Sie verfolgt nicht einmal mehr die Parlamentsdebatten zum Thema. Es ist ihr egal, was die politischen Parteien dazu sagen. Sie hat für sich selbst eine Entscheidung gefällt: Sie wird nicht mitmachen. Sie steht auf der Seite des werdenden Lebens, ohne jedes Wenn und Aber.

Vielleicht werden zukünftige Generationen, wenn sie auf uns sehen und unsere Zeit betrachten, so wie wir die Vergangenheit beurteilen, unsere Abtreibungspraxis als Holocaust einstufen. Das massenweise Töten von wehrlosen, unschuldigen Kindern.

Auf die Frage, wann das Leben entsteht, bei der Zeugung oder bei der Geburt, hat sie eine klare Antwort. Wenn die ersten Zellen sich teilen, entsteht Leben. Wenn der Samen ins Ei eindringt. Deshalb weigert sie sich, als einzige Frauenärztin der Stadt, ihren Patientinnen Spiralen einzusetzen. Eine Spirale verhindert nicht die Befruchtung des Eis, sondern sorgt – so sieht sie es – dafür, daß monatlich ein befruchtetes Ei abgeht. Sie erklärt das den Frauen nicht so. Sie untersucht sie und sagt dann, eine Spirale sei bei ihnen nicht sinnvoll. Ihr reicht

das. Sie hat ausgeschabte Föten in der Mülltonne liegen sehen. Es gibt dafür keine Rechtfertigung.

Vielleicht wird man sie später einmal feiern. Vielleicht wird man sagen: *Es waren nicht alle so. Es gab auch ein paar, die nicht mitgemacht haben. Zum Beispiel Frau Dr. Conrad.* Hunderte verdanken ihr das Leben. Nicht von allen gibt es Fotos, aber doch von vielen. Die Namen sind alle registriert. In ihrer Liste. Sie wird einst länger sein als die von Schindler. Sie hat vor, noch gut zehn Jahre zu praktizieren. Vielleicht länger.

Für sie ist Donna eine typische Kandidatin. Sie kommt zum erstenmal hierher, läßt eine Schwangerschaft feststellen und geht noch zur Schule. Sicher werden ihre Eltern und alle, die sie sonst noch ins Vertrauen zieht, einen Abbruch vernünftig finden. Dabei werden sie vor allen Dingen ihre Interessen berücksichtigen. All das wird sehr logisch klingen. Nur die Interessen des Kindes, die wird niemand sehen.

Der Vater ist sowieso für einen Abbruch, das weiß sie. Die Kerle drücken sich meistens. Fünf Babys an ihrer Wand haben denselben Vater. Er ist verheiratet und hat mit seiner Ehefrau zwei Kinder. Seine Bettgespielerinnen sind selten älter als neunzehn. Alle hegen romantische Gefühle für ihn und sind restlos verknallt. Alle verstehen, daß es besser für die Beteiligten ist, wenn das Kind im Mülleimer landet statt in der Babywiege.

Diese Heuchelei kann Frau Dr. Conrad nicht ertragen. Da gibt es also eine Frau und zwei Kinder, für die in dieser Stadt ständig getötet werden soll, und die drei wissen nicht einmal etwas von der mörderischen Hand, die sie beschützt. Am liebsten würde sie den Typen sterilisieren. Aber sie hat ihm schwer geschadet. Es gibt nun fünf Kinder in der Stadt, die er nicht wollte. Noch schafft er es, sie vor seiner Familie zu verheimlichen. Sie hat keine Ahnung, wie er das anstellt. Doch sie weiß, bald wird ihr das sechste Mädchen begegnen.

Sie brauchen ihr den Namen gar nicht erst zu nennen, sie weiß auch so, daß er der Vater ist. Wenn sie die Mädchen fragt, warum sie nicht verhütet haben, sie wüßten doch, woher die Kinder kommen, kriegt sie immer die gleiche Antwort: »Er mag keine Gummis. Er hat gesagt, es soll nichts zwischen uns sein.« Wenigstens hat er kein Aids.

Das mit Donna war er nicht. Sie ist nicht sein Typ. Er steht auf knabenhafte Mädchen.

Frau Dr. Conrad zieht ihre Masche routinemäßig ab. Sie hat dabei immer noch das Gefühl, den Mädchen einen Gefallen zu tun, denn zunächst freuen sie sich natürlich über die Botschaft.

»Nein, du kannst ganz beruhigt sein, du bist nicht schwanger. Jaja, vielleicht war der Test positiv, aber solche Tests sind immer sehr ungenau. Sie stehen lange in den Apotheken herum, bei wechselnden Temperaturen. Im Zweifelsfall zeigen die immer positiv. Das ist ja auch besser als umgekehrt.«

Donna nickt. »Ja, wirklich.«

Erleichtert, glücklich, zieht Donna sich an. Sie erzählt, daß ihr in den letzten Tagen oft schlecht geworden ist, daß sie häufig brechen muß und kaum etwas bei sich behält.

»Ja.« Frau Dr. Conrad nickt. »Es ist auch was nicht in Ordnung. Das merke ich, aber wir müssen erst mal ein paar Laboruntersuchungen durchführen. Mit deinen Eierstöcken stimmt was nicht, und deine Hormone sind ganz schön durcheinander. Wenn das mit dem Brechen schlimmer wird, komm doch bitte noch einmal. Ich muß dich auf jeden Fall in vier Wochen wiedersehen. Bis dahin habe ich auch die Laborergebnisse. Wir nehmen dir jetzt noch Blut ab ...«

Donna hört schon gar nicht mehr zu. Das Gefühl, noch einmal davongekommen zu sein, breitet sich in ihr aus. Verbunden mit der Gewißheit, daß sie in Zukunft

nicht mehr so blöd sein wird. Sie wird ab jetzt aufpassen. Immer. Sie wird die Sache in der Hand haben. Sie wird sich einfach ein paar Präservative ins Portemonnaie stecken. Oder sie wird wirklich die Pille nehmen. Warum eigentlich nicht?

Sie fragt Frau Dr. Conrad, ob sie ihr die Pille verschreiben würde. Die Ärztin nickt. »Klar, überhaupt kein Problem. Aber nicht jetzt. Erst müssen wir das mit deinen Hormonen im Griff haben. Wenn du in vier Wochen wiederkommst, reden wir noch einmal darüber. Dann sieht die Welt schon ganz anders aus.«

Donna verabschiedet sich und will im Vorzimmer Sandra freudig berichten. Doch die unterhält sich bereits mit einer anderen Patientin und schaut Donna merkwürdig abschätzend an. Donna hebt nur den Daumen, um ihr zu zeigen, daß alles okay ist. Sandra reagiert mit einem abfälligen Grinsen.

Donna weiß nicht genau, ob sie gemeint ist oder ob Sandra nur mit einer schwierigen Patientin redet. Es ist ihr auch egal. Innerlich jubilierend stürmt sie aus der Praxis. Sie hüpfte die Treppen hinunter. Schon auf der letzten Stufe, bevor sie die Tür öffnet, spürt sie, daß sie sich übergeben muß. Sie schafft es nicht mehr bis nach Hause. An der Straßenecke will alles heraus.

Kanzelrede in der Altenkirchener Christuskirche

Dies ist meine 3.000ste Veranstaltung, aber die erste in einer Kirche. Es fällt mir nicht ganz leicht, jetzt hier zu stehen, und ich bin froh, so viele bekannte Gesichter zu sehen. Nein, es macht mir gar nichts aus, öffentlich Stellung zu beziehen oder vor vielen Menschen zu reden. Schließlich ist das Teil meines Berufs. Trotzdem ist dies eine ganz besondere Situation. Dieser Raum ist nicht wie jeder andere.

Eigentlich müßte es mir leichtfallen. Ich bin doch katholisch erzogen worden, habe jeden Sonntag die Kirche besucht, habe an den lieben Gott geglaubt und alles getan, um in den Himmel zu kommen. Und genau damit fangen die Probleme an. Eine Stelle aus dem Matthäusevangelium blieb mir aus frühester Kindheit haften.

Ich habe sie nie vergessen: *Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.*

Das empfand ich schon als kleiner Junge als revolutionär. Es war wie ein Putschversuch gegen alles, was ich kannte. Wuchs ich doch in dem Bewußtsein auf, daß es darum geht, das Gegenteil zu erreichen: nämlich endlich kein Kind mehr zu sein. Groß zu werden. Erwachsen! Ich verstand das nun so, daß die Erwachsenen werden sollten wie die Kinder. Das gefiel mir. Schließlich war ich ja ein Kind. Doch ich kannte keinen Erwachsenen, der diesen Versuch unternahm. Kindische Erwachsene kannte ich. Dumme Erwachsene.

Gedankenlose und brutale. Sie hatten Ziele. Meistens drehte es sich dabei um Geld. Als ich im Zirkus einen Clown erlebte, glaubte ich, daß der diesen Versuch unternimmt. Ich habe ihn geliebt und eine Weile überlegt, ob ich nicht selbst Clown werden sollte. Dann entschied ich mich doch, Schriftsteller zu werden.

Als ich meine erste Beichte abgelegt hatte, ergriff mich danach ein Glücksgefühl, wie ich es später kaum noch erlebt habe. Etwas Rauschhaftes. Ich fühlte mich leicht und absolut frei. Ich glaubte, daß dies der richtige Moment zum Sterben sei. Wenn ich nämlich jetzt sterben würde, so käme ich in den Himmel. So hatte ich den Pastor verstanden. Ja, man kann darüber lachen, doch was dann geschah, war schlimm. Ich lief nach draußen und schloß die Augen. So, mit geschlossenen Augen, rannte ich über die Straße. Immer wieder. Hin und her. Ich hörte Autos hupen und Reifen quietschen. Sollte doch der liebe Gott entscheiden, ob er mich jetzt zu sich in den Himmel nimmt oder nicht.

Eine ältere Dame, deren Namen ich nicht weiß, rettete mich. Sie packte mich einfach, zerrte mich von der Straße und weckte mich mit zwei schallenden Ohrfeigen. Heulend rannte ich weg. Jetzt mit geöffneten Augen. Die Welt hatte mich wieder. Ich wollte doch so gerne in den Himmel kommen, ein Engelchen werden und Gott nah sein. Stattdessen bekam ich nur zwei Ohrfeigen. Man muß von Glück reden, daß mir nicht mehr passiert ist. Nun kann man sagen, dies war ein Mißverständnis. Ein schreckliches vielleicht sogar. Nur, ich glaube, daß es Mißverständnisse eigentlich gar nicht gibt. Es muß jeder etwas auf seine Weise verstehen dürfen. Nur Herrschsüchtige verlangen, daß man etwas nur auf eine, nämlich ihre, Weise verstehen darf. Ich hab das damals eben so verstanden.

Als ich später im Religionsunterricht davon berichtete und reinen Herzens Fragen nach Gott und Tod stellte, griff der unterrichtende Pastor zu einer damals recht beliebten Erziehungsmethode: Ich mußte nach vorne kommen, mich vor die Klasse stellen, die Finger ausstrecken, und dann schlug er mit einem Rohrstock über meine Finger. Wer vor Angst zurückzuckte, kriegte zwei Schläge. Damit pflanzte der Pastor den Keim tiefen Mißtrauens in

mein Herz gegen schöne Worte. Völlig egal, ob von der Kanzel gesprochen oder im Parlament.

Ich habe von dem prügelnden Priester einiges gelernt. Zum Beispiel, daß man mit Gewalt nicht unbedingt erreicht, was man will, sondern oft genau das Gegenteil. Wer geprügelt wird, weil er etwas Bestimmtes denkt, denkt danach nicht einfach etwas anderes.

Sondern verschweigt es höchstens. Dies gilt übrigens auch für Noten in der Schule. Mit schlechten Noten bringt man Schüler nicht dazu, etwas anderes zu denken.

Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.

Für mich heißt das immer noch: Von den Kindern lernen. Als wir Babys waren, hatten wir ein tiefes Wissen über das, was wir brauchen. Wenn die Menschen so klein sind, schlafen sie, wenn sie müde sind, essen, wenn sie Hunger haben. Später haben sie Schlafstörungen und Eß-Brech-Sucht. Dann braucht man endlose Therapien, um das angeborene alte Körperbewußtsein wiederzuerlangen.

Wir müssen wieder lernen, zu werden wie die Kinder.

Wenn ich in den Schulen bin und den Kindern meine Geschichten vorlese, passiert immer das Gleiche: Die Kinder verstehen mich sofort. Die Erwachsenen brauchen oft ein bißchen länger, einigen erschließt sich so ein Text niemals. Dabei hatten sie doch geglaubt, dies sei nur Kinderliteratur. Witzig. Quatsch. Ihnen, ihrer Stellung in der Gesellschaft und ihrer Bildung unangemessen. So was lesen sie doch nicht. Und dann merken sie plötzlich, daß die Kinder etwas davon haben, um das sie sie beneiden: Kinder gehen mit in einer Geschichte, identifizieren sich, werden zu einer der handelnden Personen. Erwachsene, die das kleine Kind in sich noch spüren, erleben oft dasselbe. Dies sind Glücksmomente.

Es gibt eine Geschichte über den kleinen Piraten Johnny Mayer. Die möchte ich Ihnen gerne vorlesen. Sie löst regelmäßig viel Heiterkeit aus und Lachen, aber dann am Ende eine eigenartige Betroffenheit. Manchmal kommen Tränen bei den Kindern. Zwischenrufe. Sie wollen von mir wissen, ob es so etwas wirklich gibt. Eine Therapeutin hat mir erzählt, daß sie mit dieser Geschichte Gruppentherapien für Suchtkranke beginnt. Sie sagt, dadurch würden sie emotional geöffnet und sich ihrer Bedürftigkeit bewußt:

Auch Piraten brauchen Haustiere

Er hieß Johnny Mayer und war der jüngste Pirat an Bord. Er war gerade erst sieben geworden, aber er spuckte schon weiter als sein Vater, der Kapitän. Statt Kautabak zu lutschen wie die anderen, biß er auf Lakritzstangen herum. Statt mit Pulver füllte er seine Pistole mit einer Mischung aus Wasser und Tinte.

Andere Kinder in Johnnys Alter haben vielleicht ein Meerschweinchen oder einen Kanarienvogel, einen Hamster oder einen Wellensittich. Johnny hatte Haie und Möwen. Andere Kinder halten ihre Tiere in kleinen Käfigen. Johnnys Tiere waren frei. Aber er fütterte sie und sorgte sich um seine Haie und Möwen, wie andere Kinder sich um ihre Haustiere kümmern. Johnny brauchte nur nie einen Käfig sauberzumachen.

»Deine Möwen scheißen das ganze Deck voll!« meckerte Papa jeden Tag. »Man rutscht überall aus auf dem Mist. Die halbe Mannschaft hat sich schon dabei ein Bein gebrochen.« Johnny hörte schon gar nicht mehr hin.

»Und deine Haie! Sie nagen an den Planken. Eines Tages werden wir sinken!«

»Ach, das glaube ich nicht«, sagte Johnny. »Meine Haichen nagen nur ein bißchen am Holz. Das ist für sie wie Zähneputzen.«

Johnnys Papa verstand nicht, warum die Haie ständig neben dem Schiff herschwammen und die Möwen über dem Segel kreisten.

»Sie lieben mich eben«, sagte Johnny.

Dann, eines Abends, Johnny hatte gerade seine Haie gefüttert, begann die Mannschaft zu maulen.

»Wir wollen den Kapitän sprechen!«

Die Männer waren kurz davor, zu meutern: »Es gibt seit Tagen kein Brot mehr!« beschwerten sie sich. Komisch, dachte der Kapitän, ich habe doch so viel Getreide laden lassen. Es müßte ausreichen, um jeden Tag frisches Brot zu backen.

»Und außerdem – wir wollen nicht nur Kartoffeln essen! Wir wollen auch Fleisch!«

Komisch, dachte der Kapitän, wir hatten im Hafen genug Fleisch gekauft, um Monate davon zu essen.

»Immer gibt es nur Kartoffeln!« schimpften die Männer. »Kartoffelbrot. Kartoffelpuffer. Kartoffelschnaps. Kartoffelklöße. Kartoffelsalat. Kartoffelauflauf. Bratkartoffeln. Gebrillte Kartoffeln. Pellkartoffeln.«

»Wo sind all unsere Lebensmittel geblieben?« murmelte der Kapitän und verdächtigte im stillen den Koch, alles selbst gegessen zu haben. Nun war der Koch zwar dick, aber er konnte unmöglich alle vierundzwanzig Wildschweine alleine gegessen haben und die zwölf Rinder erst recht nicht.

»Reg dich nicht auf, Papa«, sagte Johnny leise, »ich war es. Nicht der Koch.«

»Häh? Du hast alles gegessen?«

»Nein. Natürlich nicht. Ich habe alles verfüttert. An meine Haie.«

Papa Mayer konnte es kaum fassen.

»Und... und was hast du mit unserem Getreide gemacht?«

»Die Möwen«, sagte Johnny nur knapp und machte eine Handbewegung, als ob er etwas in die Luft werfen würde.

»Soso«, nickte Kapitän Mayer, »die Haie und die Möwen?«

»Ja, Papa.«

»Wenn die Mannschaft das erfährt, werden die Männer richtig sauer auf dich werden, Söhnchen«, flüsterte er.

»Wenn wir den Schweinehund erwischen, der das gemacht hat, den knüpfen wir auf!« schrie der Maat.

»Genau! Jawohl!«

»Hängen soll er!«

Jetzt wurde Johnny ganz schlecht vor Angst. Doch da donnerte die Stimme seines Vaters übers Schiff: »Ich war es! Ich!«

Entsetzt sah die Mannschaft ihn an.

»Ich habe damit die Haie gefüttert. Damit sie uns vor Seeungeheuern schützen!« »Stimmt!« rief der Koch. »Ich habe mich schon gewundert, warum uns noch nie ein Seeungeheuer angegriffen hat!«

»Und mit den Körnern beschenkte ich die Möwen. Sie sind hoch über uns und warnen uns rechtzeitig vor jedem Feind. Macht euch keine Sorgen, Männer. Im nächsten Hafen laden wir alles wieder zu.«

Die Mannschaft ging mit dem Gefühl schlafen, einen weisen Kapitän zu haben, und Johnny wußte, daß er einen Papa hat, der zu ihm hält.

Einige Kinder lachen am Ende dieser Geschichte. Andere weinen. Fast immer ruft jemand: »So einen Papa hätte ich auch gerne!«

Ja, meine Damen und Herren, das, was der Piratenkapitän hier tut, ist meiner Meinung nach alles, worauf es ankommt: Er urteilt nicht. Er straft nicht. Er unterstützt! Er denkt dabei nicht wirtschaftlich. Er lügt sogar. Er kämpft für ein höheres Gut: Er lebt die Liebe zu seinem Kind. Es ist ihm nicht so wichtig, als Piratenkapitän erfolgreich zu sein. Es ist ihm schon schwer genug, es als Vater zu schaffen.

Das ist es, was die Kinder rührt. Sie spüren, daß es kalt geworden ist. Prügelnde Eltern oder Pädagogen sind

längst von der D-Mark überholt worden. Auch im zwischenmenschlichen Bereich denken Menschen immer mehr betriebswirtschaftlich. So teilen sie die Zeit ein. Dieser Virus hat die Krankenhäuser, Arztpraxen und Therapeuten längst erreicht. Ohne Kostenzusage durch die Krankenkasse keine Therapie, und wenn sie den Kopf unterm Arm tragen.

Menschen als betriebswirtschaftlich auszuschlachten-des Kapital: Das widerspricht zutiefst der christlichen Ethik, und hier sollte sich Kirche neu positionieren. So sind Familienpapis und -mamis zu Männern und Frauen mit ständigem schlechtem Gewissen geworden. Sorgen sie gut für ihre Kinder, versuchen sie, dem Konkurrenzdruck auf dem Arbeitsmarkt standzuhalten, haben sie das Gefühl, als Eltern zu versagen, weil sie zu wenig Zeit haben, die Nerven blank liegen in der Knochenmühle des Acht-Stunden-Tags. Leider stimmt die Formel heute fast überall: Wer Geld hat, hat keine Zeit mehr, wer Zeit hat, kein Geld. Kann seinen Kindern folglich nicht den tollen Urlaub ermöglichen und muß No-name-Produkte kaufen, wo doch der persönliche Wert inzwischen so sehr von den Marken bestimmt wird, die wir tragen.

Ja, das ist ein echtes Drama. Ich krieg das auf den Schulhöfen mit. Kinder werden ausgeschlossen, weil sie nicht die Klamotten von der richtigen Marke tragen und ihr Rucksack nicht dem Trend entspricht. Dies ist nicht überall so, aber dort, wo es auftaucht, spiegelt es, was hier in der Gesellschaft abgeht. Die Wichtigkeit von Menschen und Dingen wird an ihrer Verwertbarkeit in Mark gemessen. So spielen Kinder endlich wieder eine Rolle. Nämlich, seit sie als Käuferschichten entdeckt wurden. Es geht um zig Milliarden Mark Taschengeld. Und plötzlich ist sogar Geld vorhanden, Filme für Kinder zu drehen, denn man braucht Transportschienen für die Werbung.

Es geht zum Glück nicht mehr darum, sie für König, Vaterland oder irgendeinen Krieg zu begeistern. Sondern

jetzt sollen sie für Cornflakes gewonnen werden. Die eigentlichen Probleme werden unter den Teppich gekehrt. Und der wirft inzwischen schon Beulen. Wir fallen darüber und können auf der Nase liegend nicht länger leugnen, daß da etwas unter dem Teppich liegt.

Angeblich stehen Ehe und Familie unter dem besonderen Schutz des Staates. In Wirklichkeit wird jeder, der Kinder in die Welt setzt, bestraft. Bitte komme mir jetzt niemand mit dem dummen Argument, es gäbe ja Kindergeld.

Die einen liegen für ein paar Mark in der Nebensaison an einem sonnendurchfluteten einsamen Strand, die anderen zahlen ein Vielfaches für den gleichen Flug, um in dem überfüllten Ferienparadies mit den Kindern an der Eisbude Schlange zu stehen.

Was würde sich in unserer Gesellschaft ändern, hätte man für jedes Kind auch eine Stimme bei den Wahlen ... Eine alleinerziehende Mutter mit vier Kindern hat heute eine Stimme am Wahlsonntag. Was würde passieren, hätte sie plötzlich fünf? Müßte man Kinder als Wesen unserer Gemeinschaft plötzlich ernst nehmen?

Ich glaube, daß wir auf dem Weg in die Suchtgesellschaft sind. Und dies findet bereits im Kindergartenalter statt. Für mich ist die tiefe Grundlage einer Sucht immer, daß Kinder früh ein Zuviel von etwas nehmen mußten, was ihnen nicht gut bekommen ist. Und etwas anderes, das sie brauchten, nicht bekommen haben. So haben sie gelernt, etwas Schlechtes zu nehmen. Es fängt am Eßtisch an, wenn sie gezwungen werden, etwas zu essen, das sie nicht wollen. Manchmal mit dem dummen Argument, woanders würden Kinder hungern und wären froh, wenn sie so etwas Gutes hätten. So zwingen wir ihnen mit schlechtem Gewissen etwas rein. Sie müssen heute ein Zuviel nehmen von allem.

Eine Bilderflut. Eine Informationsflut. Eine Warenflut. Eine Farbenflut. Eine Flut von Lügen.

Nur: Es gibt auch einen Mangel. An Zuneigung. An echtem Lob. An Zuhören. An Liebe. Einen grundsätzlichen Mangel an Gewalttätigkeit. Wir brauchen euch eigentlich nicht – das ist die Botschaft der Gesellschaft an die Kinder. Und ihr seid nur als Verbraucher erwünscht. Aber sonst... Jugendarbeitslosigkeit ist ein Verbrechen an den Seelen der Kinder. Dies ist der Weg von der vaterlosen Gesellschaft in die Suchtgesellschaft. Wenn sie nur rauchen, können wir froh sein.

Die gespaltene Gesellschaft gibt es längst. Sie ist in den Grundschulen zu sehen. Sie teilt die Gesellschaft in die Kinder, die in vier Jahren lesen und schreiben lernen und in die anderen. Man erkennt sie. Die einen bekommen morgens vor der Schule ihr Frühstück, die anderen gehen hungrig los. Den einen wird abends vorgelesen, und die anderen schlafen vom stundenlangen Fernsehen in der Nacht am anderen Morgen im Unterricht ein. Und damit eins klar ist: Dies ist keine Anklage gegen das Fernsehen, sondern die Frage: Wo sind die Eltern?

Wenn wir den Kindern, die die leere Wohnung mit Fernsehbildern füllen und auf Serienfiguren hören, weil die Eltern ihnen schon lange nichts mehr zu sagen haben, nun auch noch das Fernsehen wegnehmen, was geben wir ihnen dann dafür? Kein Fernsehen ist nicht besser als Fernsehen. Liebe und Zuwendung sind besser als Fernsehen. Gibt es davon genug, schaden die bewegten Bilder nicht.

Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Nur wer sich selbst erniedrigt und wird, wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich. Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.

Da wurden Kinder zu ihm gebracht, damit er die Hände auf sie lege und betete. Die Jünger aber fuhren sie an. Aber Jesus sprach: Lasset die Kinder und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen. Denn solchen gehört das Himmelreich. Und er legte die Hände auf sie und zog sie von dort weiter.

So stehe ich nun hier als Vater dreier Kinder und als einer, der für Millionen Kinder schreibt, mit einer ganz simplen Erkenntnis: Man erzieht Kinder nicht mit pädagogischen Konzepten. Man erzieht sie auch nicht mit Konsequenz. Schon gar nicht mit Prügel, Taschengeldentzug oder anderen Disziplinierungsmaßnahmen. Man erzieht sie, indem man sie annimmt, wie sie sind und sie liebt.

Alles andere ist zum Scheitern verurteilt.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Auszug aus »Todesbrut«

Erstes Kapitel

Die Welt schien noch völlig in Ordnung zu sein, als Benjamin Koch, genannt Benjo, die Fähre nach Borkum bestieg. Ostfriesland zeigte sich von seiner besten Seite. Am blauen Julihimmel wirbelte der Westwind ein paar Schäfchenwolken zu einem grinsenden Gesicht zusammen. Die Schiffssicherheit wurde nach strengen Regeln kontrolliert und dokumentiert und die Mitarbeiter an Bord der Ostfriesland III waren bestes nach internationalen Standards geschultes Personal. Jeder von ihnen war ausgebildet in Advancend Fire Fighting, Rescue Boat, Basic Safety, Crowd and Crisis und natürlich in Erster Hilfe. Alle verfügten über Seetauglichkeitsbescheinigungen. Die Nautiker unter ihnen zusätzlich über Funkzeugnisse, Radar-Simulator-Lehrgänge und SAR-Grundlagenseminare, aber auf das, was ihnen jetzt bevorstand, hatte sie niemand wirklich vorbereiten können. Benjo stieg zum Oberdeck hinauf. Die Röcke der drei Eis schleckenden Touristinnen, die vor ihm die Treppen emporstöckelten, waren kurz und der Wind meinte es gut mit Benjos Blicken. Er hatte fast tausend Euro in der Tasche und das Doppelzimmer auf Borkum war bereits bezahlt. Chris wartete dort seit zwei Tagen auf ihn. Sie hatte ihm gerade eine SMS geschickt: Ich liebe Dich nicht einfach, nein, ich bin echt heiß auf Dich, Benjo. Dann kam ein Foto hinterher. Chris mit Kussmund. Darunter: Knutsch! Obwohl die drei jungen Frauen sich an Deck gemeinsam auf eine Bank setzten und gleichzeitig die Beine übereinanderschlugen, als hätte ein Regisseur das lange vorher mit ihnen geübt, schloss Benjamin Koch kurz die Augen und dachte an Chris. Sie hatten jetzt vierzehn gemeinsame Tage! Eine

Ewigkeit! Sie wollten einen Liebesurlaub machen. Liebesurlaub, welch ein Wort! Sie hatte es erfunden. Sie schrieb Gedichte und die meisten schickte sie ihm. Er erwartete die glücklichsten vierzehn Tage seines Lebens. Er ahnte nicht, dass die nächsten Stunden und Tage sein ganzes Leben verändern würden und das vieler anderer Menschen ebenfalls. Eine ganze Gesellschaft war kurz davor, auf die Probe gestellt zu werden. Das, was sich unaufhaltsam näherte, würde das Schlimmste, aber auch das Beste in den Menschen bloßlegen.

Zweites Kapitel

Während die Ostfriesland III mit zweimal 1300 PS und 256 Passagieren an Bord auf Borkum zusteuerte, wurde auf dem Festland, in Emden, im Susemihl-Krankenhaus, eine junge Frau eingeliefert. Sie hatte extrem hohes Fieber und halluzinierte. Was zunächst nach einer Überdosis irgendeiner chemischen Droge aussah, entpuppte sich dank der sauberen Diagnose sehr schnell als das, was schon kurze Zeit später nur noch mit dem Satz »Der Horror, der das ganze Land im Griff hat!« bezeichnet wurde.

Drittes Kapitel

Lars Kleinschnittger hatte von Strandpartys auf Borkum gehört, bei denen es das geben sollte, wofür es sich seiner Meinung nach allein zu leben lohnte: Sex und Drogen bis zum Abwinken. Von wegen Rentnerinsel! In der Szene galt Borkum als Geheimtipp. All die Schulmädchen, die ihre Eltern in den Urlaub begleiten mussten und es leid waren, brav zu sein, versammelten sich nachts am Nordstrand. Sie waren, so hatte er sich sagen lassen,

wild entschlossen, sich zu amüsieren, und nicht so abgezockt wie die Gymnasiastinnen in Köln. Er hatte fünfzig Gramm selbst angebauten Shit in der Tasche, obwohl er sicher war, auf Borkum genug Haschisch kaufen zu können. Schließlich war Holland nah und die vielen Touristen aus den Niederlanden ließen sich in Deutschland nicht nehmen, was bei ihnen zu Hause legal war. Lars Kleinschnittger stand auf dem Oberdeck der Fähre und hatte schon ein Auge auf die jungen Frauen geworfen. Die Rothaarige mit den langen Beinen gefiel ihm besonders. Sie hieß Lukka, soviel hatte er schon herausbekommen. Er wollte auf Borkum ein paar Jungfrauen knacken. Sie sah aber nicht wie eine aus. Wobei er sich jetzt grinsend fragte, wie man eigentlich eine Jungfrau erkannte. Nur an ihrem Verhalten? Er bildete sich ein, einen sechsten Sinn dafür zu haben. Wenn ihm jemand gesagt hätte, dass die schönste Zeit seines Lebens bereits hinter ihm lag, wäre Lars Kleinschnittger vermutlich in homerisches Gelächter ausgebrochen, denn er glaubte genau an das Gegenteil. Benjo tippte in sein Nokia: Ich komme, meine Süße! Ich halte es kaum noch aus. Er schloss die Augen und dachte an Chris. Seine Chris. Margit Rose, die in ihren besten Zeiten von ihren Freundinnen Blümchen gerufen worden war, hatte schon seit Langem keine echten Freunde mehr.

Sie hatte knapp zwei Jahre und fünfhundert Flaschen Gin gebraucht, um jede noch so gutmütige Beziehung zu zerstören. Den körperlichen Entzug hatte sie mit Medikamentenunterstützung gut hinter sich gebracht. In zwei Monaten Gruppen- und Einzeltherapie war sie nicht drum herumgekommen, sich die Hölle in sich selbst anzusehen, aber das, was jetzt vor ihr lag, kam ihr ungleich schwieriger vor. Sie musste das Vertrauen ihrer Kinder zurückgewinnen, ihnen wieder eine richtige Mutter werden ... Sie musste es einfach schaffen ...

Vielleicht – so hoffte sie – wäre Kai, ihr Noch-Ehemann, sogar bereit, die eingereichte Scheidung zurückzuziehen ...

Es gab nur diese eine, einzige Chance und sie durfte sie auf keinen Fall vermasseln. Sie war nervös wie nie zuvor in ihrem Leben.

Ihre alpträumhafte Abiturprüfung war nichts dagegen gewesen und die Aufregung vor der ersten Liebesnacht nur ein Witz.

Eine Woche Borkum war nicht gerade viel Zeit, um zu beweisen, dass sie ihre Krise überwunden hatte und ein besserer Mensch geworden war.

Am Anfang wollte Kai ihr nicht einmal diese eine Woche zugestehen und er hatte alle Trümpfe in der Hand. Die frustrierten Damen vom Jugendamt fraßen dem jungen Musiklehrer, der seine beiden Kinder allein erzog, aus der Hand.

Sogar eine Haushaltshilfe hatte er bezahlt bekommen, so eine Art studierter Putzfrau mit Diplom in Sozialarbeit und Psychologie. Familienhilfe nannte sich das. Garantiert hatte er mit der schmalhüftigen Tussi geschlafen. Margit konnte es ihm nicht vorwerfen; sie musste dankbar sein, dass er ihr überhaupt noch eine Chance gab. Er hatte jedes Recht der Welt, sie zu hassen.

Das Verhalten ihrer Kinder tat ihr besonders weh. Die beiden sahen sie nicht mehr an. Sie schauten bewusst weg und wichen auch ihren Berührungen aus.

Dennis hatte fiebrige Augen und drehte den Kopf abrupt zur Seite, als sie jetzt eine Haarsträhne aus seiner Stirn kämmen wollte.

»Deine Stirn ist ganz heiß, Dennis«, sagte sie. Der Junge brummte nur etwas und sah seinen Vater an. Der antwortete für ihn. »Den Kindern geht es gut.«

Seit sie wieder bei ihnen war, gaben Dennis und Viola nur knappe, widerwillige Antworten, wenn sie sie etwas fragte. Beide sprachen sie von sich aus nie an.

Wenn sie etwas wollten, wendeten sie sich demonstrativ an ihren Vater.

Was muss ich ihnen in meinem Alkoholnebel angetan haben?, fragte Margit sich. Meine Kinder misstrauen mir zutiefst.

Sie blickte sich um und entdeckte eine freie Bank, Platz genug für alle vier.

»Schaut mal«, rief sie betont fröhlich, »das ist ja wie gemacht für uns! Also ich habe jetzt Hunger auf ein richtig großes Eis! Was meint ihr? Das Wetter schreit doch förmlich danach. Wem soll ich eins mitbringen?«

Dennis und Viola setzten sich auf die Bank und verzogen keine Miene, sie taten unbeteiligt und wippten mit den Beinen gegen die Rucksäcke, die sie vor sich auf den Boden gestellt hatten.

»Hey, was ist? Ihr guckt, als hätte ich euch kalten Spinat mit Speck angeboten.

Wir reden von einer Riesenportion Eis in einer knusprigen Waffel. Guckt euch mal an, was die drei jungen Frauen da schlecken.«

Da ihre Kinder nicht antworteten, wandte sich Margit Rose an die fröhlichen Girlies.

Lukka, Antje und Regula winkten lachend zurück. Die drei hatten gestern das Open-Air-Konzert in Emden besucht und wollten jetzt einen Song von Otto Groote nachsingen.

»Das ist das beste Himbeereis, das ich seit New York gegessen habe!«, rief Antje. Dankbar nahm Margit den Satz auf. »Na, seht ihr«, sagte sie zu ihren Kindern. »Angeberweiber!«, zischte Dennis.

»Wie bitte?«, hakte Margit ungeschickt nach, froh darüber, dass überhaupt mal eine Reaktion kam.

Dennis sah konsequent an ihr vorbei zu seinem Vater und sagte: »Das sind blöde Angeberweiber. New York?!« Er machte eine Bewegung mit dem Kopf, als sei es völlig

absurd, dass jemand, der schon einmal in New York war, sich an Bord der Ostfriesland III befinden konnte ...

Viertes Kapitel

In der Quarantänestation des Susemihl-Krankenhauses in Emden brach Hektik aus. Eine kurze Antwort auf eine einfache Frage hatte eine Kette von Verstrickungen zur Folge. Niemand betrat den Raum mehr ohne Schutzkleidung.

Die Patientin, deren Zustand sich inzwischen dank einiger Infusionen stabilisiert hatte und die klar zu Zeit und Raum orientiert war, hieß Rebecca Grünpohl.

Sie war mit dem Lufthansa-Flug LH 408 aus New York vom Flughafen Newark gestern Morgen planmäßig um sechs Uhr und zwölf Minuten in Düsseldorf gelandet, in einem Businessclass-Direktflug.

Um zehn nach acht war sie mit knapper Verspätung zum Hauptbahnhof Düsseldorf gefahren, hatte dort im Starbucks gefrühstückt und dann den durchgehenden Intercity nach Emden genommen. Dort wurde sie von vier Mitgliedern ihrer Wohngemeinschaft abgeholt. Trotz Jetlag nahm sie an einem Open-Air-Festival teil, mit Konzerten der Gruppe Laway und des Otto-Groote-Ensembles. Sie aß ein Krabbenbrötchen und einen frischen Matjes, holte sich an zwei verschiedenen Bierständen jeweils ein Pils, das sie mit Cola mischte, weil sie hoffte, so länger wach zu bleiben. Geschätzte Personenkontakte an diesem Tag zwischen fünfhundert und ein-tausend.

Der ver mummt e Arzt klärte sie zunächst auf. In ihrem Blut wurde das Virus H501 nachgewiesen, besser bekannt als Auslöser der Hühnergrippe. Man hatte ihr antivirale Neuraminidase-Hemmer gegeben, und falls die Erreger dagegen nicht resistent waren, hatte sie das

Schlimmste bereits überstanden. Ihr Fieber war mit 39,2 immer noch ziemlich hoch, aber sie halluzinierte nicht mehr.

Die Frage des Arztes war routinemäßig: »Hatten Sie engen Kontakt mit Vögeln oder Hühnern?«

Trotz seines Atemschutzes verstand sie ihn deutlich. Ihre unmissverständliche, aber schockierende Antwort lautete: »Nein.«

Rebecca Grünpohl registrierte den Blick des Doktors. Er war jung, wirkte wie eine Frohnatur, die sich so leicht nicht aus der Ruhe bringen ließ, und hatte sympathische Lachfältchen um die Augen. Er sah sie an, als hätte sie ihm von der Landung Außerirdischer auf dem Wochenmarkt erzählt, aber bemühte sich, die Fassung zu bewahren. Gern hätte sie seinen Mund gesehen.

Dr. Maiwald hakte nach: »Waren Sie vielleicht in einer Wohnung zu Gast, in der Vögel in Käfigen gehalten wurden?« Rebecca schüttelte stumm den Kopf.

Maiwald bemühte sich um ein verbindliches Lächeln, es gelang ihm aber nicht wirklich. »Bestimmt haben Sie einen Zoo besucht oder... vielleicht waren Sie spazieren, haben einen toten Vogel am Wegrand liegen sehen und ihn ...«

»Ganz sicher nicht, Herr Doktor. Ich bin allergisch gegen jegliche Art von Federn. Als Kind bekam ich Asthmaanfälle, wenn ich dem Bett meiner Eltern zu nahe kam, weil die Daunenkopfkissen hatten. Ich durfte nicht einmal indianischen Kopfschmuck tragen. Einmal hat mir eine Freundin einen Traumfänger geschenkt. Ich habe ihn mir übers Bett gehängt. Ich wäre in der Nacht fast erstickt.«

»Wissen Sie«, fragte er, »was das bedeutet?«

Sie hustete. »Ja. Ich habe keine Hühnergrippe, sondern einfach nur eine schwere Erkältung und einen Schwächeanfall – kein Wunder nach dem langen Flug,

und dann das Konzert ... Ich habe mich einfach übernommen.«

Schön wäre es«, erwiderte er. »Aber ich fürchte, die Wahrheit ist unendlich viel schlimmer.« »Nämlich?«

Er sah sie nicht an, als er es sagte: »Es ist die Hühnergrippe und sie überträgt sich von Mensch zu Mensch. Das, was wir alle seit Jahren befürchtet haben, ist eingetreten.« Plötzlich schien er Hoffnung zu schöpfen. »Haben Sie in New York mit irgendjemandem ... also, haben Sie Körperflüssigkeiten ausgetauscht?«

Trotz ihrer Krankheit musste Rebecca Grünpohl lachen. Daraus wurde eine Hustenattacke, die sie erst einmal an einer Antwort hinderte.

»Ich meine ... ich muss das fragen ... Hatten Sie ungeschützten Geschlechtsverkehr oder haben Sie mit jemandem Zungenküsse ausgetauscht?«

Sie bekam ihre Atmung wieder unter Kontrolle.

»Ich weiß, was Sie meinen, Doc. Nein, ich hatte keinen Geschlechtsverkehr.

Nicht ungeschützt und nicht geschützt. Ich habe auch keine Küsse ausgetauscht. Zungenküsse schon gar nicht. Ich war allein in New York, ohne meinen Freund.

Ich habe das MoMA besichtigt und das Guggenheim Museum. Ich studiere Kunstgeschichte und ...«

Der Arzt stöhnte und nahm deutlich mehr Abstand zu ihr ein. »Das bedeutet, wir haben es mit einer äußerst aggressiven Verbreitungsweise zu tun. Wie bei einer ganz normalen Grippe, durch die Luft, durch Händeschütteln oder...« Ohne sich zu verabschieden, verließ er den Raum und Rebecca Grünpohl kam sich irgendwie schuldig vor, als hätte sie soeben absichtlich und aus sehr egoistischen Gründen die Apokalypse losgetreten.

Aus »Das ostfriesische Ritual«

Erstes Kapitel

Leefke Schepker verdächtigte ihre Putzfrau. Sie redeten sich gegenseitig mit Vornamen an. Es klang, als würden zwei Freundinnen miteinander sprechen, aber Leefke traute der jungen Frau nicht. Sie duftete nach Patschuli, Vanille und einer exotischen Frucht. Kiwi oder Mango. Aufdringlicher Nuttenkram! Die Räume rochen nach ihr, wenn sie dort saubergemacht hatte. Leefke Schepker lüftete nach jedem wöchentlichen Putztag ihr Haus gründlich, sobald Rita gegangen war. Der ostfriesische Wind ließ Türen und Fenster knallen, sauste wie der Atem eines unsichtbaren Drachens durch die Zimmer und vertrieb die fremden Gerüche. Trotzdem ging es Leefke nach fast jedem Besuch der Putzfrau schlechter. Nachts bekam sie Hustenanfälle, als hätte sie auf Katzenfellen geschlafen. Leefke war mit den Jahren empfindlich geworden. Früher war ihr Magen wie ein Mülleimer gewesen, geduldig verarbeitete er alles, was sie hineinwarf. Heute reichte eine Erdnuss, um sie in Atemnot zu bringen. Thunfisch war zu einem tödlichen Lebensmittel geworden. Sie hatte eine Hausstauballergie. Wie sich das schon anhörte! Das war doch peinlich. Als sei es bei ihr schmutzig! Und sie konnte der neuen Putzfrau ja viel vorwerfen, aber Rita Klatt machte wirklich gründlich sauber. Am schlimmsten waren Katzenhaare für Leefke. Zuerst kam der irre Juckreiz auf der Haut, dann rasselten ihre Lungen wie Fischernetze im Sturm, und schließlich wurde ihr schwindlig. Sie musste dann sofort aus dem Raum.

Sie schämte sich zwar ein bisschen deswegen, aber seit dem Tod ihres Mannes liebte sie Spielfilme wie »Der weiße Hai« oder »Godzilla«. »King Kong« war ihr Lieb-

lingsfilm, und »Die Hexen von Eastwick« sah sie sich jedes halbe Jahr einmal an. Es waren seine Filme. Er hatte sie gesammelt und meist erst angesehen, wenn sie schon ins Bett gegangen war. Damals waren ihr diese Filme zu aufregend gewesen. Heute war diese Filmsammlung eine Verbindung zu ihrem toten Mann. Tröstlich, nicht erschreckend. Sie würde nicht von einem weißen Hai gefressen werden, kein Urzeitmonster aus der Tiefe des Meeres kam, um sie zu attackieren. Auch vor Riesenaffen war sie in Ostfriesland sicher. Sie musste sich vor Erdnüssen fürchten, vor Thunfisch, Hausstaub und Katzenhaaren. All diese Krankmacher konnte sie meiden, aber da war noch etwas viel Schlimmeres in ihrem Leben: eine unbestimmte Angst, die plötzlich kam. Im Supermarkt, während sie in der Schlange an der Kasse darauf wartete, dranzukommen. Oder bei einer Geburtstagsfeier, während alle fröhlich waren, durcheinanderschwatzten und Kuchen aßen, da wurde sie mit einem Mal von einer Panik ergriffen, die nicht schlimmer hätte sein können, wenn die Siedlung bombardiert worden wäre. Es war eine lähmende Angst. Sie wusste nicht, woher. Sie bekam dann kaum noch Luft, als hätte sie eine Katze gestreichelt oder Erdnüsse gegessen. Die letzte Panikattacke war drei Wochen her. Bei einer goldenen Hochzeit in Wiesmoor. Es waren ein paar Golfer dabei gewesen, unter ihnen Gerd Martens. Sie kannte ihn. Sie war ihm in der Sparkasse Wiesmoor oft begegnet. Sie hob immer nur kleine Bargeldbeträge ab. Er grüßte sie jedes Mal freundlich. Gerd Martens hatte während der Feier bemerkt, dass es ihr schlechtging, und sie nach Hause gefahren. Er war höflich genug gewesen, ihr keine dummen Fragen zu stellen. Inzwischen hatte sie Angst vor der Angst. Sie ging nicht mehr viel raus, mied Feiern und kaufte am liebsten ein, wenn nur wenige Menschen im Laden waren. In der Mittagszeit oder wenn ein wichtiges

Fußballspiel im Fernsehen lief. Das waren ideale Situationen.

Sie hatte alles getan, um diese Angst loszuwerden. Vergeblich. Die Tabletten nahm sie nicht mehr. Die machten sie müde, und sie fühlte sich seelenlos dadurch. Außerdem bekam sie Kopfschmerzen und Verstopfung. Nachdem sie die dreitausend Euro verbrannt hatte, war es ihr zunächst wirklich kurz bessergegangen. Sie hatte eine Linderung verspürt, aber nach dem nächsten Besuch der Putzfrau war es wieder schlimmer geworden. Versteckte diese alleinerziehende Mutter etwa heimlich Katzenhaare in ihrer Wohnung? Warum jaulten jede Nacht in ihrem Vorgarten Katzen? Ihr Haus wurde regelrecht von dieser vorlauten Pest belagert. Sie konnte nie die Terrassentür offenlassen. Sie musste immer befürchten, ungeliebten Besuch zu bekommen. Neulich hatte sie im Garten bunte Katzenkekse gefunden. Sie rochen nach Lamm und Huhn. Warf jemand abends Katzenfutter über ihre Hecke, um die Tiere anzulocken? Der Verdacht war ungeheuerlich, aber er verdichtete sich langsam zur Gewissheit. Sie konnte nur noch ihrer Freundin Maria trauen. In Marias Haus ging es ihr gut. Hier konnte sie frei atmen. Sie bekam keine Panikattacken, und die Räume waren garantiert frei von Katzenhaaren. Schon zweimal hatte sie gemeinsam mit Maria ihre ganze Wohnung ausgeräuchert. Mit Myrrhe und Weihrauch. Mit glühenden Kohlen hatten sie alte Geister vertrieben, böse Geister, die im Gemäuer festklebten wie giftiger Schmierschmutz. Ja, es gab Geistwesen, und Maria konnte mit ihnen reden. Sie hatte diese Gabe von ihrer Mutter vererbt bekommen und die von ihrer. Die geistige Welt suchte sich Menschen, um ein Tor zu schaffen zu uraltem Wissen.

Zweites Kapitel

Manchmal bekamen die Menschen schockstarr vor Entsetzen kaum ein Wort heraus, stammelten wie schlecht vorbereitete Schüler bei der mündlichen Prüfung. Ein Mord wurde normalerweise telefonisch gemeldet. Diesmal war alles anders. Ann Kathrin Klaasen lehnte sich in ihrem ergonomischen Bürostuhl zurück und staunte. Das kleine Mädchen war selbstbewusst. Forsch forderte sie, die »berühmte ostfriesische Kommissarin« zu sprechen. Dabei hielt sie ihre rote Umhängetasche wie einen Schutzschild vor ihren Körper. Rupert gab ihr mit einer betont devoten Geste den Weg frei. Er verbeugte sich sogar und machte ganz auf Kavalier. »Bitte schön, Madame.« Er zeigte auf Ann Kathrin Klaasen. Die Kleine gab sich wenig beeindruckt. Sie nahm Ruperts Geste hin, als ob sie ständig so behandelt und angesprochen würde. »Sie sind Kommissarin Klaasen?« Ann Kathrin nickte. »Ja, die bin ich. Und wer bist du?« »Ich heiße Jule Klatt. Ich bin aus Wiesmoor und möchte ein Verbrechen melden.« »Ein Verbrechen?« »Ja, ein ganz schlimmes sogar. Die Schepker hat meinen Tiger umgebracht.« Rupert verdrehte die Augen, wünschte Ann Kathrin gestisch viel Spaß und verließ das Büro, um sich wichtigeren Dingen zu widmen: der verdienten Mittagspause. Ann Kathrin nahm sich Zeit für das Kind. »Tiger? Ist das ein Stofftier oder ein echtes Tier?«

Jules Stimmung schlug um. Ihre Unterlippe begann zu zittern, und ihre Augen wurden feucht. »Meine Lieblingskatze. Ich hab drei. Den Tiger, den Blacky und den Moritz.« Ann Kathrin bot der Kleinen Kekse an, aber Jule wollte nicht. »Ich fürchte«, sagte Ann Kathrin, »da kann ich dir gar nicht helfen. Du bist hier bei der Mordkommission, weißt du.« »Das war ja auch Mord! Die Schepker hat meine Katze umgebracht!« Das Kind tat Ann Kathrin leid, und sie spürte die enorme Wut des

Mädchens. Gerade deshalb wollte sie sachlich bleiben. »Das ist wohl eher etwas für die Kollegen vom 3. Fachkommissariat. Die kümmern sich um Umweldelikte. In deren Zuständigkeit fällt auch der Tierschutz.« Die Unterlippe des kleinen Mädchens zitterte. »Der Tiger war so lieb!« Jule Klatt schluckte und hielt Ann Kathrin ihr Handy hin. »Da, guck doch selbst!« Auf dem Display sah Ann Kathrin eine Katze, die jämmerlich verrenkt an einer Stahlschlinge baumelte. Das Kind stellte die Umhängetasche neben sich ab. »Jemand hat deine Katze aufgehängt?« Ann Kathrin spie den Satz aus wie ein ranziges Stück Fleisch. Die Heftigkeit ihrer Reaktion tat ihr sofort leid, sie wollte das Kind nicht erschrecken. Aber das hier war nicht einfach die Tat eines Katzenhassers. Es gab Menschen, die für Katzen oder Hunde giftige Nahrung verteilten, um die Tiere zu töten. Sie kannte einen, der hatte Rasierklingen in Frikadellen versteckt, um Hunde zu quälen. Das hier war anders. Es sah aus wie eine Drohung, wie die Ankündigung einer schlimmen Tat. »Und du weißt, wer das gemacht hat?« Ann Kathrins Stimme hörte sich kratzig an, als ob sich eine Sommergrippe ankündigen würde. »Ja, die Frau Schepker. Leefke Schepker heißt die blöde Kuh.« »Hast du sie dabei beobachtet?« »Nein.« »Und woher weißt du dann so genau, dass sie es war?« »Das weiß doch jeder.«

»Jeder?«

»Ja, außer vielleicht der Bundeskanzlerin oder so ...«

»Und woher weiß das jeder?«

»Weil die Schepker doch Katzen nicht leiden kann ...«

»Und wenn das jeder weiß, warum kommen dann deine Eltern nicht hierher und zeigen die Tat an?«

Jule kaute auf der Unterlippe herum. »Das geht nicht, weil meine Mama doch bei der Schepker putzt, und wir brauchen das Geld, und deshalb darf sie auch nicht wissen, dass ich hier bin.«

»Und dein Papa?«

»Der ist ein Arsch und hat sogar meinen Geburtstag vergessen. Schon zweimal.«

Ann Kathrin nahm sich jetzt selbst einen Keks. Es war eine Verlegenheitsgeste. Sie kaute, um Zeit zu gewinnen.

»Und wie bist du von Wiesmoor hierher nach Aurich gekommen?«

»Mit dem Bus.«

»Mit dem Bus? Geht das überhaupt?«

»Ja, Frau Kommissarin, über Bagband.«

Jule machte eine Handbewegung, als müsse sie diese lästige Frage wie ein Insekt vertreiben. Dann fragte sie:

»Verhaftest du jetzt die Schepker?«

Ann Kathrin antwortete mit einer Gegenfrage: »Was hast du mit der toten Katze gemacht?«

Für einen Moment befürchtete Ann Kathrin, die Kleine trage den Tierkadaver in der roten Umhängetasche mit sich herum. Doch Jule sagte leise: »Beerdigt. Ich habe Tiger bei uns im Garten vergraben.« Dann wischte sie über das Display ihres Handys und zeigte ein Foto vom Grab. Es stand eine Vase darauf, darin Heckenrosen.

Auszug aus »Karma-Attacke«

Erstes Kapitel

Für die meisten Menschen war Vivien einfach nur verrückt. Für Professor Peter Ullrich dagegen war sie ein Lichtwesen wie wir alle. Nur dass bei ihrer letzten Wiedergeburt etwas schiefgelaufen war. Ihr Gedächtnis war nicht vollständig gelöscht worden. Sie war nicht wie andere Neugeborene aus dem Nichts gekommen, in das wir alle immer wieder kommen und gehen, sondern sie hatte ihr Leben mit Erinnerungen an eine schreckliche Vergangenheit begonnen, die es eigentlich gar nicht gegeben haben konnte. Zumindest nicht auf diesem Planeten. Professor Ullrich interessierte sich besonders für Kinder, die in einer anderen Welt zu leben schienen. Er sammelte sie wie andere Wissenschaftler Krebsgewebe oder Schlangengifte. Er studierte sie. Und er hoffte, dabei mehr über sich selbst zu erfahren. Vivien war schon seit drei Jahren bei ihm im Landeskrankenhaus, in der geschlossenen psychiatrischen Abteilung. Hier war er ein Gott, und er würde Vivien nie, nie hier herauslassen. Denn ihre Erinnerungen waren klarer, als er es je bei einem Patienten erlebt hatte. Sie war für ihn wie eine gigantische unterirdische Bibliothek, für die nur er einen Leihausweis besaß. Er zog immer wieder wahllos Bücher heraus, schmökerte darin herum und las sich bis zur Erschöpfung fest. Beim nächsten Besuch entdeckte er einen Raum mit anderen Bücherregalen, wieder mit ein paar tausend Bänden. In jedem weitere neue, aufregende Aspekte des Seins. Doch egal wie viel Zeit er in seiner Bibliothek verbrachte, sein Leben würde nicht ausreichen, um alle Bücher zu lesen, geschweige denn zu speichern und auszuwerten. Er musste systematisch vorgehen. Er sagte es sich jeden Tag. Aber bei jeder neuen Begegnung mit Vivien erlag er ihrer Faszination sofort.

Schon ein paar Mal war er kurz davor gewesen, eine Kollegin hinzuzuziehen. Er hatte die bekannte Reinkarnationstherapeutin Brigitte Zablonksi sogar schon zum Gedankenaustausch ins Da Capo eingeladen. Doch im letzten Moment war er eifersüchtig vor der Vorstellung zurückgeschreckt, jemand anderem Zugang zu seiner Quelle zu gewähren. Am meisten fürchtete er, Vivien könnte plötzlich nicht mehr ihm allein gehören, sondern wissenschaftliches Allgemeingut werden. Also widerlegbar. Er stellte sich vor, wie seine Kollegen sie genüsslich Schicht für Schicht auseinandernahmen, sah vor sich, wie sie alles in den Schmutz zogen, was nicht in ihr engmaschiges Weltbild passte. In seinen Augen waren sie erkenntnistheoretische Dünnbrettbohrer, kaum in der Lage, ihre eigene Existenz hier und jetzt zu begreifen. Wie sollten sie akzeptieren können, dass es ein Wesen wie Vivien gab? Für den Professor stand fest, dass wir alle Lichtwesen sind wie Vivien, dass wir uns nur normalerweise kaum an das erinnern, was vor unserer Geburt geschah. Konnte jemand das doch, nannte man seine Erinnerungen Träume oder Fantasien – oder, falls sie heftiger wurden, Wahnvorstellungen. Es gab Tabletten dagegen und ausgefeilte Behandlungsmethoden. Statt die Chance zu ergreifen, die in den aufblitzenden Spuren aus unserer Vergangenheit lag, wurden die Menschen, die sich erinnerten, hospitalisiert oder man banalisierte alles. Professor Ullrich hatte Vivien schon so oft hypnotisiert, dass sie manchmal bereits in den Zustand versank, wenn sie nur seine Stimme hörte. Er konnte sehr großzügig sein. Zum fünfzehnten Geburtstag hatte er ihr eine wunderschöne chinesische Kladde geschenkt, sodass sie nicht mehr die kleinen Schulhefte vollschmieren musste. Den neuen Kolbenfüller mit Goldfeder benutzte sie fast nie, aber sie schrieb mindestens einen Filzstift pro Woche leer. Professor Ullrich unterstützte ihren Wunsch, Schriftstellerin zu werden. Er lobte ihr Talent. Er las jeden Satz,

den sie schrieb. Besonders ihren »Thara«-Roman mochte er. Manchmal aber gruselte sich Vivien vor dem Professor. Sie hatte die Putzfrauen bei einem Gespräch über ihn belauscht. Zum Beispiel durften sie Viviens Papierkorb nicht in den Müll ausleeren, alles musste dem Professor gebracht werden. Die alte, dicke Marga mit den rosigen Wangen, die von sich behauptete, hier im Landeskrankenhaus zum Inventar zu gehören, hatte lauthals über ihn gespottet. Er habe doch selbst einen Haschmich – wie alle Psychologen. Sie könne sich ein Urteil erlauben, sie habe schließlich viele kommen und gehen sehen, aber keiner sei so abgedreht gewesen wie Professor Ullrich. Trotzdem nannte sie ihn, wie die meisten hier, nur respektvoll den Chef. Einmal hatte Vivien in seinen Akten ein aus dem Schulheft herausgerissenes, zerknülltes Stück kariertes Papier gefunden, das auf ein DIN-A4-Blatt geklebt und unter Klarsichtfolie abgeheftet worden war. Die roten Kringel und Pfeile waren von ihm. In seiner verkrochenen, krakeligen Schrift hatte er ein paar Bemerkungen hinzugefügt. Diese Fetzen mussten tatsächlich aus ihrem Papierkorb stammen. Vivien hatte sich vorgestellt, wie er sie bügelte und zu entziffern versuchte. Sie verstand nicht, was an ihr so interessant sein sollte, aber manchmal genoss sie, dass es so war. Sie hatte so etwas wie Macht über ihn. Je mehr sie schrieb und erzählte, desto glücklicher machte sie ihn. Zog sie sich ins Schweigen zurück, konnte er seine Verzweiflung nur schwer verbergen. Natürlich hatte sie ein Einzelzimmer in Trakt B, eine bunte Oase in diesem grauen Gebäude. Sie besaß einen Fernseher mit Kabelanschluss und einen Videorecorder. Sie durfte gucken, was sie wollte, allerdings hatte die Schwester die Fernbedienung, und manuell war der Kasten nicht zu bedienen. Jedes Mal wenn Vivien in ein anderes Programm umschalten wollte, musste sie die Schwester rufen, und die Schwester hatte ge-

nau zu protokollieren, welche Sendungen Vivien sich ansah. Eine Anweisung vom Chef persönlich. Wenn Vivien die Schwester ärgern wollte – und Schwester Inge ärgerte sie besonders gern –, dann verlangte sie zehnmal am Abend nach einem Programmwechsel. Schwester Inge war eine blöde Ziege, und Vivien genoss es, ihr Arbeit zu machen. Sie konnte ruhig eine schiefe Schnute ziehen oder patzige Bemerkungen machen – Schwester Inge tat, was Vivien verlangte, und schrieb alles auf, denn es machte keinen Sinn, sich gegen Professor Ullrichs Anweisungen aufzulehnen. Zumindest nicht, wenn man seinen Job behalten wollte. Und Schwester Inge war als alleinerziehende Mutter auf diese Stelle angewiesen. Einmal, ein einziges Mal, hatte Schwester Inge eine spitze Bemerkung gewagt. «Wenn Sie mich fragen, die Göre braucht keine Therapie. Was die nötig hat, sind ein paar Ohrfeigen», hatte sie gesagt. Professor Ullrich hatte sie eisig angestarrt und schließlich gezischt: «Sie fragt aber keiner!» Seither tat er, als sei die Sache erledigt, doch Schwester Inge wusste, er wartete nur darauf, dass sie einen Fehler machte. Er würde gnadenlos dafür sorgen, dass sie gehen musste, wenn sie ihm auch nur den kleinsten Anlass lieferte. Sie hoffte, sich wieder bei ihm einschmeicheln zu können, und zwar über Vivien. Irgendwann würde das Mädchen versuchen, sich der Kontrolle des Professors zu entziehen. Auf diesen Moment wartete Schwester Inge. Wenn es ihr gelang, ihm eine Information über Vivien zu geben, die ihm anders nicht zugänglich war, dann könnte sie vielleicht sogar die Stationsleitung bekommen ... Es hing also alles von Vivien ab. Schwester Inge hasste diese unmögliche Göre. Sie war genauso alt wie ihre Tochter Julia. Aber Vivien beherrschte sie. Wie viele Ohrfeigen, die eigentlich Vivien galten, hatte Julia in den letzten Jahren einstecken müssen? Den Gedanken, sich über Professor Ullrich zu beschweren, hatte Schwester Inge längst aufgegeben. Sie

hatte Frau Dr. Sabrina Schumann, die Verwaltungsdirektorin, nur einmal in seiner Gegenwart erlebt und sofort begriffen, dass diese Frau dem Professor auf eine irre Art verfallen war. Jedenfalls konnte sie von ihr keine Hilfe erwarten.

Zweites Kapitel

Auf Professor Peter Ullrichs Schreibtisch lagen grob geknetete Figuren aus Ton. Sie hatten die Form von Föten. Besucher gingen automatisch davon aus, dass es sich um Geschenke eines Patienten handelte. Missglückte Versuche einer gequälten Seele aus der Beschäftigungs- oder Spieltherapie. Der Professor ließ die Leute in dem Glauben. Aber er hatte die Figuren selbst geformt. Jedes Mal, wenn er sie ansah, erschrak er, und doch fand er sie vertraut. Vorsichtig berührte er eine gekrümmte, aufgeplatzte Gestalt. Sie kam ihm bestürzend lebendig vor. Etwas Böses ging von diesen Figuren aus. Er selbst hatte sie geschaffen, doch es kam ihm so vor, als hassten sie ihn. Wenn sie sich aus ihrer Erstarrung lösen könnten, würden sie mich angreifen, dachte er und zog den Finger unwillkürlich zurück. Er bewahrte längst nicht alle Figuren im Büro auf. Die schlimmsten Fratzen lagen zu Hause in der Tiefkühltruhe, neben den kopflosen Hechten und aufgeschnittenen Forellen. Gern sah er seinen Fingern beim Kneten zu. Sie waren dann wie selbstständige, von ihm unabhängige kleine Wesen. Er registrierte lediglich ihr Tun, als sei das Ganze ein wissenschaftlicher Versuch. Eine interessante Testreihe: Was machen die Hände von Professor Ullrich, wenn er sie einfach sich selbst überlässt? Seine Fingerkuppen kamen ihm empfindlicher vor als seine Lippen. Sein Tastsinn war so ausgeprägt, als habe er ewig lange in völliger Dunkelheit und Stille verbracht. Ganz auf Berührung angewiesen, um die Welt zu

erfahren. Wie andere Zigaretten oder Lutschbonbons bei sich tragen, hatte er immer Knetgummi in der rechten Westentasche. Wenn er nichts knetete, hatte er etwas anderes zwischen den Fingern. Kronkorken. Büroklammern. Bleistifte. Papierkügelchen. Mit irgendetwas musste er immer spielen. Es war kein nervöses Herumfingern. Mehr ein meditativer Akt. Als könnte er Ruhe und Kraft aus den Dingen saugen. Als würde er sich mehr durch seine Fingerkuppen ernähren als durch Mund und Speiseröhre. Seine Fingernägel waren stets gepflegt. Er reinigte sie mehrmals am Tag mit einer speziellen, nicht zu harten Nagelbürste unter klarem Wasser und feilte sie in eine ovale, fast spitz zulaufende Form. Bei dem Gedanken, eine Nagelschere zu verwenden, schauderte er. Er konnte auch anderen Menschen nicht dabei zusehen. Es war für ihn, als würden Gliedmaße abgeschnitten. In seinem Arbeitszimmer hingen Vergrößerungen seiner Fingerabdrücke in Schwarz, Blau und Rot an der Wand. Als hätte Andy Warhol sich nicht mit dem Gesicht von Marilyn befasst, sondern mit den Daumenabdrücken von Professor Ullrich. Sie waren fußballgroß. Es hatte etwas von Kunst und zugleich etwas von einer Fahndungsakte an sich. Er drehte seinen Ledersessel und betrachtete die zerklüfteten Landschaften. Wie ausgetrocknete Flussbetten, verschlungen und labyrinthisch. So ähnlich stellte er sich Thara vor. Den Ort, von dem Vivien kam und über den sie mehr wusste als irgendein anderes Lebewesen im Jetzt. Langsam griff er nach der Fernbedienung und schaltete den Monitor ein. Da war sie: Vivien. Endlich schrieb sie wieder. Ihr Körper krümmte sich über das Papier, als müsse sie die Sätze aus sich herauspressen. Auf dem Bildschirm glich sie auf fatale Weise in Größe und Form den tönernen Figuren. Sie sah genauso gequält aus, nur hielt ihre Haut sie noch zusammen. Das Innere platzte nicht einfach aus ihr heraus. Sie atmete schwer. Wenn sie über Thara redete oder

schrieb, wurde sie oft asthmatisch. Dann durchzogen rote Äderchen das Weiße in ihren Augen. Ihr Blutdruck stieg auf 180 zu 100, der Puls raste. Professor Ullrich hatte ihn oft gemessen. Besonders nachts, um sie wecken zu können, wenn sie wieder in Thara war. Doch meist war sie dann verwirrt und ängstlich, und ihre Berichte gaben nicht viel her. Inzwischen verzichtete er ganz auf solche Messungen. Was sagten sie schon aus? Körperreaktionen, mehr nicht. Er switchte auf Bildausschnitt. Am liebsten würde er direkt mitlesen, was sie schrieb, aber ihre vorgebeugte Schulter verbarg den Text. Ihre Haare glänzten kupferfarben, reflektierten das zu helle Neonlicht. Vivien veränderte ihre Haarfarbe alle paar Tage, so als suche sie noch nach der richtigen. Mit Tönungen oder Henna konnte er ihr immer eine Freude machen. Er hatte sie schon mit grünen, blauen und blonden Haaren gesehen, aber Rot war ihre absolute Lieblingsfarbe. Sie probierte eine Schattierung nach der anderen aus. Die Sprechanlage auf seinem Schreibtisch knisterte und piepste. Frau Dr. Sabrina Schumann wollte ihn sprechen, dringend. Er grollte. Alles war immer dringend. Wahrscheinlich wollte nur irgendein Krankenhausfuzzi die Belegdaten diskutieren. Wie sehr er diese Typen mit ihrem Halbwissen und ihrer Macht hasste! Statt sich seinen Patienten zu widmen, musste er mit diesen Trotteln Smalltalk halten, damit die Mittel nicht gekürzt wurden. Wie viele Stunden seines Lebens hatte er damit verbracht? Würden die auch nur erahnen, welche bedeutende Forschungen sie mit ihrem Geschwätz unterbrachen, sie würden sich vor Angst und Scham die Pulsadern öffnen. Das alles sagte er natürlich nicht. Er hatte sich im Griff, war freundlich wie immer. Doch Sabrina Schumann erkannte seinen Unmut. Sie hatte gelernt, bei ihm auf die Zwischentöne zu lauschen. «Bitte», sagte sie, «hier ist Vivien Schneiders Vater. Er will sie ...» Professor Ullrich reagierte, als habe die Sintflut die

Wände seines Büros eingedrückt. Er sprang zum Fenster, riss es auf und wählte den kürzesten Weg zum Verwaltungsgebäude. Quer durch den Garten. Schwester Inge beobachtete ihn. Sie stieß Marga Vollmers, die dicke Putzfrau, an. Sie nickten einander zu. Der hatte sie nicht alle, das war sonnenklar. Inge regte sich noch auf über ihn, für Marga stand längst fest, dass er sein Büro bald gegen ein Zimmer in der Geschlossenen eintauschen würde, wenn er so weitermache. Peter Ullrich war ein kleiner, drahtiger Mann. Hinter seinem Schreibtisch wirkte er feingliedrig und vergeistigt. Gar nicht wie Mitte fünfzig, eher wie jemand, der ohne ersichtlichen Grund aufgehört hat zu altern. Er konnte zwischen fünf- unddreißig und sechzig sein. Wie er jetzt mit vorgerecktem Kopf über die Wiese jagte, hatte er nichts Akademisches mehr an sich. Er trug das Hemd offen über der Hose. Nur die letzten Knöpfe waren geschlossen. Er trug Hemden wie andere Menschen Kittel. So lief er im Sommer wie im Winter herum. Er fror nie. Krawatten waren ihm ein Gräuel. Er fühlte sich schon, als sollte er erdrosselt werden, wenn er auf Wunsch der Klinikleitung bei einer Fachkonferenz nur den obersten Knopf am Hemd schließen musste. Vor der Tür zum Verwaltungsgebäude stoppte er abrupt und walkte sein Gesicht. Die Bartstopeln erinnerten ihn daran, dass er letzte Nacht nicht zu Hause verbracht, sondern über Vivians Aufzeichnungen gegessen hatte. Ein Ruck ging durch seinen Körper. Er machte sich gerade und versuchte zu lächeln. Dann erst trat er ein. Die Verwaltungsdirektorin begrüßte er mit einem kurzen Nicken. Sie federte von ihrem Stuhl hoch, überprüfte mit einem raschen Blick in den Spiegel den Sitz ihrer neuen Frisur und strich den knappsitzenden Rock ihres hellgrauen Kostüms glatt. Eigentlich hatte sie Größe 42. Doch sie versuchte, sich in 38 hineinzuhungern. Der Rock hatte 40 und saß spack. Seit Professor

Ullrich ihr einmal ein Kompliment über ihre Beine gemacht hatte, war sie nie wieder im Hosenanzug in die Klinik gegangen. Sie trug nur noch Röcke oder Kleider und trainierte ihre Beine auf dem Fahrrad. Der Professor bemerkte nicht einmal, dass die grauen Strähnchen frisch getönt waren. Er taxierte Viviens Vater. Richard Schneider hatte einen vorstehenden, kantigen Unterkiefer. Professor Ullrich dachte sofort an den Gebrauch von Steroiden. Allerdings passte der Rest des Körpers nicht dazu. Er wirkte durchaus muskulös, aber keineswegs aufgebläht. Schneider hatte blassblaue, leicht getrübte Augen, und den misstrauischen Blick kannte Professor Ullrich von Vivien. Der ganze Mann strahlte etwas Gehetztes aus. Sein Anzug war leicht zerknittert. Er trug sein Handy am Gürtel wie eine schussbereite Waffe. Sein Händedruck war lasch. Kraftlos hielt er die Hand hin wie ein totes, feuchtes Stück Fleisch. Professor Ullrich packte extra energisch zu; Schneider sollte gleich merken, mit wem er es zu tun hatte. Der Mann war aufgewühlt und unsicher. Eine explosive Mischung aus Tatendrang und schlechtem Gewissen. Als Professor Ullrich seine Hand zurückzog, glaubte er das Nikotin zu spüren, das zwischen Schneiders Zeige- und Mittelfinger die Haut gelb gefärbt hatte. Er holte sein Stofftaschentuch hervor und wischte sich die Finger ab. Frau Dr. Sabrina Schumann straffte sich – Brust raus, Bauch rein warf die Haare zurück und versuchte zu vermitteln, bevor der Streit begann. »Herr Schneider möchte seine Tochter sehen und, wenn es geht, übers Wochenende mit nach Hause nehmen.« Sie versuchte ein verbindliches Lächeln. Keiner der Männer reagierte darauf, so künstlich wirkte es. Sie fuhr fort, als könne sie mit ihrem Redefluss die drohende Katastrophe aufhalten: »Herr Schneider ist in unsere Nähe gezogen, damit er den Kontakt zu Vivien in Zukunft besser halten kann. Wie wir alle wissen, war

er in der letzten Zeit beruflich und familiär in einer angespannten Lage und konnte sich leider nicht so intensiv um seine Tochter kümmern, wie es aus therapeutischer Sicht vielleicht nötig gewesen wäre.« Richard Schneider kaute schuldbewusst auf der Unterlippe und starrte seine Schuhspitzen an. Das Leder war brüchig und hatte ein paar feine Risse, die ihm jetzt erst auffielen. Die Schuhe waren nicht schmutzig, sie sahen alt aus. Billig. Abgetragen. Die von Professor Ullrich waren weich, bequem, edel. Professor Ullrich drehte das Taschentuch zu einem Strick zusammen. Die Schlinge zog sich um seinen Daumen fest. Dr. Sabrina Schumann konnte den Blick nicht von dem geknebelten Daumen wenden. Sie hörte im Geiste schon das Knirschen gebrochener Knöchelchen und versuchte, das Geräusch zu übertönen. Ihr hysterisch heiserer Redefluss wurde durch Professor Ullrichs schneidende Stimme unterbrochen: »Nein, das kommt überhaupt nicht in Frage!« Frau Dr. Schumann stöhnte und sah den Professor flehend an. Richard Schneider schaute auf, tat, als hätte er nicht verstanden. »Wie?« Professor Ullrich ließ das Taschentuch los. Es kräuselte sich gegen die Drehung wie eine Schlange, die sich in dem Daumen festgebissen hatte. Bevor es auf den Boden fallen konnte, knüllte er es zusammen und steckte es ein. Dabei sah er Vivians Vater unverwandt in die Augen. Es war wie ein Duell. Wer zuerst wegguckte, hatte verloren.

»Wie lange haben Sie sich nicht um Vivien gekümmert? Ein Jahr? Zwei Jahre? Drei?« Professor Ullrich wusste es genau. Er hatte jeden Tag gezählt; es waren 992. Schneider antwortete: »Ja. Ja, Sie haben Recht. Es waren fast drei Jahre. Aber es hat sich viel geändert. Ich habe mich gefangen. Ich ...« »Herr Schneider hat eine Therapie gemacht...«, warf Frau Dr. Schumann ein. Unter ihrem Mieder begann die Haut zu jucken. Sie hätte sich gern gekratzt oder, besser noch, heiß geduscht. Professor Ullrich nickte Schneider höhnisch zu. »Wie schön für Sie.

Herzlichen Glückwunsch.« »... hat wieder geheiratet und ...« »Und jetzt fehlt ihm zum Familienglück nur noch ein Kind, was?« »Ich bin ihr Vater«, stellte Richard Schneider fest, als hätte das irgendjemand bezweifelt. Er hielt dem Blick nicht länger stand. Mit einer so schnellen Kapitulation hatte Professor Ullrich gar nicht gerechnet. Er setzte sofort nach: »Ich muss Ihnen zugute halten, dass Sie keine Ahnung haben. Vivien ist in einer psychisch äußerst labilen Situation. Das schöne Familienwochenende könnte anders verlaufen, als Sie es planen. Vielleicht isst sie mit Ihnen zu Abend. Scherzt, lacht – und dann verändert sich plötzlich ihr Blick.« Professor Ullrich machte es vor und Schneider wich unwillkürlich zurück. »Sie denken, dass sie sich ängstigt oder über etwas ärgert – aber sie hält Sie für einen Hillruc. Sie schreit Sie an, Sie sollen sie nicht anfassen. Dann nimmt sie das Brotmesser vom Tisch und sticht auf Sie ein, bis Sie sich nicht mehr bewegen.« In der geschlossenen Abteilung brüllte ein Verzweifelter. Der weit entfernte Schrei drang durch die Scheiben in den stillen Verwaltungstrakt. Es klang unwirklich. Mit belegter Stimme fragte Richard Schneider: »Was ist ein Hillruc?« Professor Ullrich wandte sich ab und machte eine wegwerfende Geste. Seine Miene sagte: Das kapiieren Sie sowieso nicht, doch er erklärte: »Eine Art Teufel.«

Schneider fingerte die letzte Zigarette aus seiner Packung und faltete die leere Schachtel zusammen wie ein gebügeltes Hemd. In diesem Raum war das Rauchen nicht gestattet. Zwei Schilder wiesen darauf hin, aber Frau Dr. Sabrina Schumann sah jetzt darüber hinweg. »Was Vivien braucht«, erklärte Professor Ullrich mit einem Ton, der keinen Widerspruch duldete, »ist die Stabilität einer kontinuierlichen Beziehung. Das ist für sie so etwas wie eine Rettungsboje auf hoher See. Wenn sie aus dem Dunkel auftaucht, muss jemand da sein. Immer.

Diese Sicherheit haben wir ihr in den letzten Jahren gegeben. Heute hü, morgen hott und übermorgen Mal-gucken-wie-ich-so-drauf-bin – das ist schon für normale Kinder schlecht, für Vivien aber ist es unerträglich! Sie hat Sie vergessen. Zumindest versucht sie es. Ihr plötzliches Auftauchen könnte sie in eine Krise stürzen. Das können Sie doch nicht wollen.« Auf dem Weg hierher hatte Schneider noch genau gewusst, was er sagen wollte. Er hatte sich die Worte zurechtgelegt, sie mit Ulla besprochen. Er hatte sich vorgestellt, wie er den Professor unter Druck setzte, und sich eingebildet, denen in der Klinik würde der Angstschweiß ausbrechen. Doch nun würgte es ihn. Er bekam keinen vernünftigen Satz heraus. Der Professor strahlte etwas aus, das ihn in Wut stürzte. In ohnmächtige Wut. Er fühlte sich chancenlos, in maßloser Ungerechtigkeit gefangen. Vor der Therapie hatte er in solchen Situationen angefangen, um sich zu schlagen. Den Impuls, wehzutun spürte er immer noch, aber er konnte ihn beherrschen. Er musste nicht die Augen schließen, um sich vorzustellen, auf dem Brustkorb von Professor Ullrich zu knien und ihn zu erwürgen. Das Bild gefiel ihm. Damit fühlte er sich besser, die Worte fielen ihm wieder ein. Er musste den Professor nicht schlagen »Glauben Sie, ich weiß nicht, was hier läuft?«, fragte er. Ein Kribbeln lief durch seinen Körper, als ihn der Blick des Professors traf. Frau Dr. Sabrina Schumann wick zurück. Schneider hielt die Zigarette wippend zwischen den Lippen. Mit beiden Händen tastete er seine Taschen nach Feuer ab, fand aber nichts. Er gab auf, nahm die Zigarette aus dem Mund und zeigte mit dem Filter auf Professor Ullrich. »Ich will meine Tochter. Sie können mir das nicht verbieten.« Seine Stimme überschlug sich, wodurch seine Drohungen etwas Hysterisches bekamen. »Ich habe Erkundigungen über Sie eingezogen. Ich kann den Laden hier hochgehen lassen! Dieser ganze Mist mit der Seelenwanderung und den

früheren Leben, dieses ganze Sektenzeug, das ...« Scharf wie mit einer Klinge durchschnitt die Stimme des Professors den Redefluss: »Mit Sekten habe ich nichts zu tun.« »Nein? Dann gehören Sie eben selbst in eine Zwangsjacke! Wenn Vivien aussagt, was Sie hier mit ihr gemacht haben, sind Sie die längste Zeit Chefarzt gewesen. Oder wie immer Sie sich schimpfen!« Er wirbelte herum und zeigte auf Frau Dr. Schumann. Sie war unter ihrem Make-up leichenblass geworden. Ihre Unterlippe zitterte. «Und Sie», keifte Schneider, »Sie sind Ihren Job auch los! So! Jetzt will ich meine Tochter sehen.« Professor Ullrich warf Frau Dr. Sabrina Schumann einen Blick zu. Sie nickte resigniert und ließ die Schultern sinken. Damit wich die Spannung aus ihrem Körper. Trotzdem wurde sie das Gefühl nicht los, an einem Abgrund zu stehen und das Gleichgewicht zu verlieren.

Auszug aus »Todesspiel im Hafen: Sommerfeldt räumt auf«

Seit mich Kommissarin Ann Kathrin Klaasen in Gelsenkirchen verhaftet hat, geht es mir im Grunde gar nicht schlecht. Die Beamten in der JVA Meppen behandeln mich ausgesprochen höflich, ja freundlich. Ich bin eine Art Popstar unter den Serienkillern. Ja, ich genieße Promistatus.

Das Essen könnte besser sein. Man kann sich im Gefängnis leider nichts vom Pizzaexpress kommen lassen. Kaffee kochen können die überhaupt nicht, und der Tee mag ja hier im Emsland ganz okay sein, würde in Ostfriesland aber gegen die Verfassung verstoßen.

Seit ich hier bin, habe ich bereits zweiundvierzig Heiratsanträge erhalten. Sechs aus der Schweiz, vier aus den Niederlanden, drei aus Frankreich, drei aus Polen und sechsundzwanzig aus Deutschland. Die Liebesbriefe zähle ich nicht, nur die Heiratsanträge.

Die Frauen haben Verständnis für mich. Für einige bin ich ein Held, weil ich ein paar miese Schweinehunde aus dem Weg geräumt habe. Die Frauenfeinde hätten es nicht besser verdient.

Es sind sehr hübsche Frauen unter meinen Verehrerinnen. Ja, sie schicken mir Fotos. Manche von ihnen sind richtig gebildet. Die meisten haben Abitur oder gar studiert – falls ihre Angaben stimmen. Ich kann sie ja schlecht überprüfen.

Glaubt es oder glaubt es nicht, ein Schließer hier hat mich gebeten, ein Selfie mit mir machen zu dürfen. Am nächsten Tag brachte er es als Ausdruck mit und bat mich, es zu signieren, weil seine Frau so ein großer Fan von mir sei. Ja, er sagte Fan. Ich gab ihm mein erstes Autogramm als Serienkiller.

Eigentlich hatte ich früher mal gehofft, in Zukunft meine Bücher als Schriftsteller signieren zu können, aber das Leben schreibt seine eigenen Geschichten.

Obwohl, auch als Autor mache ich Fortschritte. Ein literarischer Agent hat mich besucht. Zwei große Illustrierte überbieten sich im Streit um die Rechte meiner Tagebücher – wie sie es nennen. Ich habe ihnen gesagt, das sind keine Tagebücher. Es sind Aufzeichnungen. Gedanken. Der Versuch, mich und mein Leben zu verstehen. Er nennt es meine Biographie. Jedenfalls ist es den Illustrierten einen Vorschuss von gut zweihunderttausend Euro wert. Der Agent meint aber, er könne noch mehr herausholen. Ich muss nur vorher ebendiesen Vertrag unterzeichnen ...

Er will zwanzig Prozent und findet das wenig. Das Problem ist nur, meine literarischen Versuche werden gerade von der Polizei als Beweismittel gegen mich ausgewertet. Sie sind keineswegs bereit, mir die Texte auszuhändigen.

Der Agent will einen Prozess gegen die gesamte Justiz führen, um meine Kladden freizukriegen, und behauptet, das Ganze sei im Grunde schon Teil der Geschichte. Er spricht von einer genialen Marketingstrategie. Von Exklusivinterviews, Büchern und Filmen, einem Rechtepaket, das am Ende eine halbe Million bringen werde. Mindestens. Ich muss nur vorher ebendiesen Vertrag unterschreiben.

Mein Anwalt, Hans Werner Berendes, empfiehlt mir immer wieder, ich solle doch den Mund halten und ihn reden lassen, aber das fällt mir sehr schwer. Mein Ziel ist ja gar kein Freispruch, sondern mein Ziel ist, dass Cordula freigesprochen wird.

Ich ziehe alle Schuld auf mich. Und ich bitte ihn, mir dabei zu helfen. Das kommt ihm komisch vor.

Dieser Prozess kann Jahre dauern. So viel Zeit habe ich nicht. Deshalb habe ich darum gebeten, ein Interview geben zu dürfen.

Berendes hat mir trotz seiner Vorbehalte geholfen, das Interview mit Holger Bloem zu organisieren. Es fand unter großem Polizeiaufgebot statt. Diesmal kam er mit einem Kamerateam vom öffentlich-rechtlichen Fernsehen, wie er mehrfach betonte.

Vor laufender Kamera habe ich alles zugegeben. Ich habe Details erzählt. Selbst das Sicherheitspersonal wurde mucksmäuschenstill. Holger Bloem hat meine Erzählung richtig angefasst, das habe ich ihm deutlich angesehen. Ja, er war regelrecht berührt. Eine Tontechnikerin hat geweint.

Meinem Anwalt passte das alles gar nicht, aber er ließ mich machen, funkte mir nicht dazwischen, und das gefiel mir.

Ja, ich habe dieses Interview genossen. Es war geradezu ein Flirren in der Luft. Dieses Wissen: Das hier werden Millionen Menschen sehen ...

Eine Maskenbildnerin hat mich vorher geschminkt. Also mein Gesicht abgepudert und meine Haare gekämmt. Ein paar lästige Strähnen hat sie sogar weggeschnitten. Sie wollte auch meine Augenbrauen färben und meine Lippen, aber das war mir dann doch zu viel.

Ich warte noch bis zur Ausstrahlung meines Geständnisses, und dann werde ich diese gastfreundliche Stätte verlassen. Ein paar Leute werden sich vor Angst in die Hose machen, wenn sie hören, dass ich geflohen bin.

Ich krieg euch, alle miteinander! Das Spiel ist noch lange nicht vorbei. Ihr glaubt, ihr habt gewonnen? Ihr habt ja keine Ahnung!

Drittes Kapitel

Auf Hilfe von außen kann ich nicht hoffen. Die Ladys, die mir Briefe schreiben, sind nicht mal in der Lage, hier ein Stück selbstgemachten Kuchen reinzuschmuggeln. Was soll ich von ihnen erwarten?

Ja, wenn ich einmal draußen bin, dann ist das sicherlich anders. Aber um mir bei einem Fluchtversuch zur Hand zu gehen, sind diese guten Menschen sicherlich ungeeignet. Ich muss es ganz aus eigener Kraft schaffen.

Die Justizvollzugsbeamten hier tragen Walkie-Talkies mit einem roten Knopf obendrauf. Wenn sie in eine schwierige Situation geraten, drücken sie den, dann kommt sofort Hilfe angelaufen. Die Walkie-Talkies sind mit einer Kordel an ihrem Körper befestigt. Wenn jemand ihnen das Ding abnimmt, reißt die Kordel, und es wird sofort ein Alarm ausgelöst. Das Walkie-Talkie sendet den genauen Standort an alle anderen Justizvollzugsbeamten. Diese Geräte bieten also eine ziemliche Sicherheit.

Ich habe gesehen, wie eine junge Frau – ich glaube, sie gehört zum psychologischen Dienst – von einem Häftling angegriffen wurde. Ich war oben am Fenster im Flur, hinter Gittern. Ich konnte es sehen, aber natürlich nichts machen.

Sie hat das Walkie-Talkie selbst abgerissen, um den Alarm auszulösen. Als Dr. Sommerfeldt wäre ich nur zu gerne zu ihr geeilt, um dem Typen Manieren beizubringen. Er hatte dieses getriebene Aussehen von Drogen-süchtigen. Diese stechenden, fiebrigen Augen.

Ich war keine fünf Meter von den beiden entfernt und konnte doch nichts tun. Einerseits habe ich dabei einiges über diese Walkie-Talkies gelernt, andererseits aber auch über mich. Mir wurde klar, wie groß mein Verlangen ist, einzuschreiten, wenn jemand einer Frau etwas Böses tut. In diesem Fall sogar einer, die ich gar nicht kenne. Ich weiß nicht einmal ihren Namen.

Ich solidarisiere mich keineswegs mit dem Mithäftling. Vielleicht ist ihm ja irgendein Unrecht widerfahren. Aber so etwas schließe ich erst gar nicht in meine Gedanken ein. Nein, für mich ist er einfach ein Junkie, der dem

Suchtdruck nicht länger standhält und jetzt auf eine Person losgeht, die er für schwächer hält.

Von den starken jungen Männern hier hat er ja niemanden angegriffen, sondern genau diese zierliche junge Frau.

Für Typen wie den wurde mein Einhandmesser geschmiedet.

Ich habe Phantasien darüber, wie ich ihn erledige. Selbst in diesen Tagträumen bin ich nicht wirklich frei. Ich benutze mein Einhandmesser nicht, um ihn abzustechen, sondern muss mich mit primitivem selbstgemachtem Werkzeug begnügen. Ich sehe mich, wie ich aus einem Plastikamm eine Stichwaffe herstelle. Messer kann man das ja kaum nennen. Nicht zum Schneiden geeignet, aber für einen Stich ins Herz sollte es reichen.

Irgendwie habe ich es geschafft, mich in das Vertrauen des Personals zu schleichen. Ich muss den Hofgang nicht mehr alleine machen, ich darf mit den anderen eine Runde drehen. Ja, bald schon werde ich vielleicht draußen an Ballspielen teilnehmen dürfen, und dann komme ich ganz in seine Nähe.

Ich komme ihm nahe. Ich würde ihm gerne eine Chance geben. Ich möchte ihm die Spitze meiner Waffe auf die Brust setzen und ihn bitten, ein Gedicht aufzusagen. Ja, mit einer guten Gedichtrezitation könnte er überleben. Vermutlich führt einer wie der aber ein so unpoetisches Leben, dass ihm keine zwei zusammenhängenden Zeilen einfallen.

Gern würde ich ihn auffordern, sich in der Gefängnisbibliothek ein, zwei Lyrikbände auszuleihen. Sie haben zum Beispiel Erich Kästner. Aber ich fürchte, die Poesie wird ihre heilsame Wirkung hier nicht entfalten können, denn überall sind Kameras. Ich könnte es kaum schaffen, länger als dreißig Sekunden unbeobachtet mit ihm allein zu sein. Wenn es mir überhaupt gelingt, ihn so lange in eine Ecke zu drängen, ohne einen Alarm auszulösen.

Bis in seine Zelle komme ich leider nicht. Da wären wir allein miteinander.

Aber die anderen haben die Freiheit, sich gegenseitig auf den Fluren zu treffen.

Ich bin leider von ihnen isoliert. Ich muss es also selbst in meiner Phantasie ganz schnell erledigen.

Keine Chance. Keine Gedichte aufsagen. Ich erledige ihn einfach mit einem gezielten Stich ins Herz. Der wird keine Frauen mehr belästigen.

Das alles findet nur in meiner Phantasie statt, während ich Kaffee trinke, die Wand anschau oder die Liebesbriefe lese, die an mich geschrieben wurden.

Was würde meine Therapeutin Bärbel zu solchen Tagträumen sagen? Ich vermute, sie würde es Allmachtsphantasien nennen, obwohl ich mich gerade überhaupt nicht allmächtig fühle.

Ich stelle mir vor, wie sie in ihrem Sessel sitzt, hochkonzentriert zuhört und weiterführende Fragen stellt oder die letzten Sätze von mir als Frage wiederholt. Ich kann in der Einsamkeit meiner Zelle ihre Stimme hören: »Und, wie hast du dich dabei gefühlt? Und wie geht es dir jetzt?«

Wahrscheinlich wird sie eine sehr einfache Erklärung für meine Tötungsphantasien haben. Ich würde in meinen Wünschen und Vorstellungen halt gerne zu dem Typen werden, der ich so überhaupt nicht bin. Zu dem, der konsequent für seine Sache eintritt. Rücksichtslos sein Ding durchzieht. Der keine Angst davor hat, anderen weh zu tun. Der sich selbst behaupten kann, ja sogar so stark ist, dass er zum Beschützer für die anderen wird. Statt mich von starken Frauen unterdrücken zu lassen, träume ich davon, mich zum Beschützer der Schwachen aufzuspielen. So ähnlich hat sie es im Fernsehen formuliert.

Wenn ich hier noch ein paar Jahre einsitze, könnte ich mir im Laufe der Zeit vielleicht genügend Privilegien und Vertrauen erarbeiten, um diesen kleinen Drecksack kaltmachen zu können. Aber so viel Zeit werde ich hier nicht mehr verbringen. Er wird also ungeschoren davorkommen. Leider.

Ich muss mich wichtigeren Aufgaben stellen, und dazu ist es nötig, diese gastliche Stätte hier zu verlassen. Ich fürchte, ein Ausbruchversuch von hier aus ist für mich so gut wie unmöglich. Das heißt, dazu müsste ich schon Geiseln nehmen, und so einer bin ich nicht. Ich mache es lieber auf die feine Art.

Die Einweisung ins Justizvollzugskrankenhaus nach Lingen erfolgt auf ärztliche Anordnung. Das sollte mir doch nicht allzu schwerfallen.

Welcher Schock ist größer? Wenn sie bei einem Blick in meine Zelle sehen, dass ich in Krämpfen auf dem Boden liege, oder wenn es passiert, während mich jemand beim Rundgang im Hof begleitet?

Soll ich es langsam ankündigen? Nach Schmerztabletten verlangen? Davon berichten, dass es mir nicht gut geht, bis sie selbst draufkommen, dass es besser wäre, mich einem Arzt vorzustellen? Oder mache ich es besser schockartig?

Ja, ich entscheide mich für die zweite Methode. Menschen unter Stress reagieren oft unüberlegt und schnell, wollen einfach, dass die Sache vorbei ist. Je schneller ich nach Lingen komme, umso größere Chancen erhoffe ich mir, ausbrechen zu können.

Mein Personal

Alles sollte echt sein in meinen Romanen. Nein, meine Freunde bevölkern meine Romane.

Manchmal muss ich ihnen – literarisch – schlimme Dinge antun, aber Freundschaften sind daran bisher zum Glück nicht zugrunde gegangen.

Fast alle heißen in meinen Kriminalromanen genauso wie im richtigen Leben. Es gibt sie wirklich: den Maurermeister Peter Grendel und seine Frau Rita.

Jörg und Monika Tapper, die das Café ten Cate führen.

Oder Holger Bloem, der ständig Stress mit Kommissar Rupert hat und einmal sogar vom Serienkiller Sommerfeldt entführt wird. Meine Ehefrau Bettina Göschl ist die Freundin meiner Kommissarin. Ich erzähle mein Ostfriesland, und das hat beim Schreiben viele Vorteile. Ich kenne all diese Menschen gut. Ich sehe sie beim Schreiben vor mir.

Ich glaube zu wissen, wie sie reden und denken. Ich kenne ihre Ansichten und ihre Art mit Konflikten fertig zu werden.

Ein Vorteil ist auch, ich kann alle anrufen und fragen: »Was würdest du tun?« Bedenkzeit gibt es nicht.

Den Luxus genießen Romanfiguren unter Druck auch nicht. Dabei geraten manchmal Wirklichkeit und Fiktion durcheinander.

Als ich an *Ostfriesenhölle* schrieb, rief ich zur Hauptgeschäftszeit bei Jörg im Café an und sagte: »Der niedersächsische Innenminister muss für eine Weile untertauchen. Er kann den eigenen Leuten nicht trauen. Er hat einen Maulwurf im Apparat. Sie trachten ihm nach dem Leben. Kannst Du ihn verstecken?« »Ich helfe gerne. Für das Gute, gegen das Böse – bin ich dabei«, antwortete Jörg.

Ich fragte: »Wo soll ich ihn hinbringen, Jörg? Es muss schnell gehen.« »Mein Sohn ist gerade als Austauschschüler in Brasilien. Sein Zimmer steht leer.« Ich hatte gleich Bilder im Kopf und freute mich. Ein Versteck mit Familienanschluss, besser geht es nicht.

Da drängten sich mir gleich Dialoge auf.

»Wann kommt ihr?« fragte Jörg. »Wir schließen achtzehn Uhr.«

»Das ist nur für den Roman. Ich komm heute gar nicht. Ich schreibe.«

Es erzählte sich fast von selbst. Ich sah dem Füller beim Schreiben zu. Der Chef der Polizei auf der Flucht vor den eigenen Leuten. Nicht in einer anonymisierten Wohnung aus dem Zeugenschutzprogramm. Auch nicht in einem edlen Hotel, sondern im Jugendzimmer über dem Café.

Ich liebe diese Art zu schreiben!

Auszug aus »Ostfriesenblut«

Ganz in Ruhe studierte sie das Buchregal. Nahm jeden einzelnen Band in die Hand, sah nach, ob darin Stempel waren, Unterschriften oder sonstige Hinweise. Sie fand sieben Angeliq-ue-Romane, einige Konsalik-Bücher. Da war kaum etwas, wofür Ann Kathrin sich interessiert hätte. Die alte Struwwelpeter-Ausgabe von 1950 vielleicht. Sie ließ sie kurz durch ihre Finger gleiten. Das war nicht die Art Kinderbücher, die sie mochte. Wie viel Kinderbücher doch über die Zeit aussagten, in der sie entstanden sind, dachte Ann Kathrin. Die Geschichte von Hans-guck-in-die-Luft. Als könne man durch Folter bessere Menschen schaffen. Noch sah sie keinen Zusammenhang zu dem Fall. Natürlich wusste sie, dass es richtig gewesen wäre, systematisch zu arbeiten. Sich eine Liste aller Bücher zu machen und sie dann zu vergleichen. Doch Systematik war nicht ihre Sache. Sie ließ etwas auf sich wirken, sog es auf, machte es sich zu eigen, ließ es in sich arbeiten und hoffte dann auf die richtige Intuition. Da war eine Biographie von Heinz Rühmann, ein Bildband über sein Leben, Romane von Luis Trenker. Dann fand Ann Kathrin ein schmales, schmucklos eingebundenes Buch mit Pappeinband. Mehr ein Heftchen als ein Buch. Es sah ein bisschen selbstgemacht aus, als hätte es keinen richtigen Verlag gefunden. Es war ein Buch über Pädagogik. Normalerweise hätte Ann Kathrin diesem Text keine Aufmerksamkeit gewidmet, doch es gab eine Signatur des Autors: Heinrich Jansen, für Maria Landsknecht mit den besten Wünschen. Es war eine alte Schrift, mit spitzer Füllfeder hingekratzt. Was war das für eine Dame, dachte Ann Kathrin. Besuchte sie Auto- renlesungen? Oder Volkshochschulkurse über Erziehungsfragen? Oder war dieser Heinrich Jansen nur ein Nachbar, ein Arbeitskollege, ein alter Klassenkamerad? Sie las im Vorwort einen Satz von J. Sulzer aus dem Buch

»Versuche von der Erziehung und Unterweisung der Kinder« (1748). »Diese ersten Jahre haben unter anderem auch den Vorteil, dass man da Gewalt und Zwang brauchen kann. Die Kinder vergessen mit den Jahren alles, was ihnen in der ersten Kindheit begegnet ist. Kann man da den Kindern den Willen benehmen, so erinnern sie sich hernach niemals mehr, dass sie einen Willen gehabt haben.« Ann Kathrin stellte kopfschüttelnd das Buch ins Regal zurück und zog ein anderes über heimische Pflanzen heraus. Es lagen einige getrocknete Blätter darin. Doch dann durchlief ein Schauer Ann Kathrins Körper. In ihrem Magen wurde es heiß, als sei der Doornkaat erst jetzt angekommen. Sie ging, wie so oft, nicht den Dienstweg, sondern wählte einfach Weller an. »Können die anderen mithören? Geh mal eben raus. Du, ich hab da einen Verdacht.« »Einen Verdacht?« »Hast du das Foto von Frau Orthner?« »Ja.« »Kann es sein, dass bei ihr im Regal ein schmales, rotes Büchlein steht?« »Wie soll das denn heißen?« »Der Buchrücken hat keinen Aufdruck.« »Na, du bist gut! Ich kann nicht das ganze Regal sehen. Außerdem, wenn es so schmal ist, dann ... « »Wir müssen sofort jemanden in die Wohnung von Frau Orthner schicken. Ich muss wissen, ob sie auch so ein Buch hat.« »Sag mir nochmal genau, wonach wir suchen sollen.« »Ein Heftchen zu Erziehungsfragen. Konsequenz in der Erziehung von Heinrich Jansen.« »Ich rufe die Kollegen in Oldenburg an und informiere dich in ein paar Minuten.« Er hatte den Ernst der Lage begriffen. Ihm musste sie nichts lang und breit erklären. Er musste auch nicht mehr motiviert werden. Bei ihm brauchte sie keine Überzeugungsarbeit zu leisten. Vielleicht lag es daran, dass er in sie verliebt war. Vielleicht schätzte er auch einfach ihre Kompetenz ... Ann Kathrin kniete auf dem Boden vor dem Buchregal und las sich in Heinrich Jansens Machwerk fest. Das hier war Schwarze Pädagogik in Reinkultur. Ein strenges Regelwerk mit üblen Konse-

quenzen. Eine Art Leitfaden, Kinder richtig zu bestrafen, mit Härte zu erziehen und ihren Willen zu brechen. Ihr Handy klingelte schneller, als sie erwartet hatte. Weller hielt sich nicht mit Vorreden auf: »Ja, das Buch steht bei Frau Orthner im Regal, und der Kollege sagt, es sei sogar eine Widmung drin von Herrn Jansen persönlich.« »Wir haben ihn, Frank! Das ist er!« »Wer?« »Der Zusammenhang zwischen den beiden Frauen. Sie kannten ihn beide. Er hat jeder von ihnen ein Buch signiert.« »Das ist heiß, Ann. Ganz heiß. Hinten drin steht, dass er 1920 geboren wurde, sagt der Kollege aus Oldenburg. Er kann also schlecht unser Mörder sein. Er muss jetzt auf die neunzig zugehen. Er hat als Offizier am Zweiten Weltkrieg teilgenommen, ist zweimal verwundet worden.« Weller wollte aufzählen, was er sonst noch gehört hatte, doch er merkte sofort, wie sinnlos das war. Schließlich hielt Ann Kathrin das Buch ja selbst in der Hand. »Er ist natürlich nicht der Mörder. Aber ich wette, er ist...« Weller fiel ihr ins Wort: »Der Mann auf den Fotos!« Die Nacht hatte deutliche Spuren in den Gesichtern hinterlassen. Zwei Kollegen aus Oldenburg waren dabei, zwei aus Jever. Zwei hervorragende Profiler vom BKA aus Wiesbaden waren nach Aurich unterwegs, bereit, die SOKO als Fallanalytiker zu beraten und nach den neuesten Methoden den Mörder aufzuspüren. Michael Baurmann hatte sie ausgebildet. Neuerdings wurden die SOKOs BAOs genannt. Besondere Aufbauorganisationen. Aber daran würde sich hier in Ostfriesland nie jemand gewöhnen. Hier sprach weiterhin jeder von der SOKO. Ann Kathrin Klaasen hoffte, den Fall noch vor dem Eintreffen der Kollegen aus Wiesbaden gelöst zu haben. Rupert sah merkwürdig aufgekratzt aus, als hätte er Speed genommen. Staatsanwalt Scherer wirkte immer noch zerknirscht, wie jemand, der eigentlich keine Zeit für den Kinderkram hier hatte, weil wichtige, dringendere Termine auf ihn warteten. Er war nicht wirklich in

diesen Laden integriert, und er hätte seine Arbeit am liebsten vom Schreibtisch aus gemacht. Er mochte Akten und Ruhe beim Lesen. Ein gutes Kännchen Ostfriesentee. Kluntje, richtige Sahne, keine Milch. Am liebsten eine Pfeife dabei. Er rauchte leichte, parfümierte Virginia-Tabake. Aber das ging im Büro schon lange nicht mehr. Aus seiner Pfeife konnte er Ruhe saugen. Woher sollte die Ruhe jetzt kommen, wenn alle so aufgeregter waren? Ubbo Heide sah zombiehaft aus, ein bisschen wie ferngesteuert. Er war im Grunde schon zu alt für so etwas, fand er. Er brauchte seinen regelmäßigen Schlaf und feste Essenszeiten. Er trank schon die dritte Dose Red Bull. Seit ihm klar war, dass die vielen aufputschenden Espressi ihn im Grunde nur fertigmachten, war Red Bull seine neue Droge. Es war inzwischen kurz vor vier Uhr morgens. Ubbo Heide fand, Ann Kathrin Klaasens Theorie, Heinrich Jansen sei das neue Opfer, ziemlich weit hergeholt. Trotzdem wollte er ihr nicht widersprechen. Noch hatten sie keine andere, schlüssige Annahme. Auf keinen Fall wollte er derjenige sein, der ihre Theorie in Zweifel zog, bevor eine bessere da war. Wie würde er dastehen, wenn sie am Ende recht behielt? Nein, sie mussten jeder Spur folgen, da kam es darauf auch schon nicht mehr an. »Er hat ein Buch über Schwarze Pädagogik geschrieben. Er ist sozusagen ein prominenter Verfechter dieser Linie – gewesen«, erklärte Ann Kathrin. Rupert verzog die Mundwinkel nach unten. »Prominent?! Sein Gesicht ist nicht gerade auf jeder Briefmarke. Prominent war er vielleicht bei seinen fünf Freunden.« »Nach dem Krieg gab es viele elternlose Kinder. Viele waren ausgebombt. Hatten kein Elternhaus mehr und niemanden, der sich um sie kümmerte. Damals hatte die Schwarze Pädagogik viele Anhänger. Sie gründeten Heime und nahmen Kinder auf. Es gab staatliche Hilfsmittel. Auch in Ostfriesland sind damals viele solcher Heime entstanden. Der Einfluss der Schwarzen Pädagogen ging noch

bis Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre. Viele, die von den Nazis zu Demokraten erzogen worden waren, fühlten sich dort sehr wohl. Lehrer, Erzieherinnen, Offiziere, die nach langen Fronteinsätzen jetzt zurück in den Schuldienst kamen ... « Weller überlegte, ob sie das ironisch gemeint hatte: »Die von Nazis zu Demokraten erzogen worden waren«, oder ob es ein Versprecher war. Manchmal sagte Ann Kathrin solche Sachen. Sätze mit Wiederhaken. Wollte sie damit die Situation von damals karikieren? Plötzlich sollte eine Demokratie da sein, und alle wollten entnazifiziert werden und als Demokraten durchgehen? Staatsanwalt Scherer raschelte so sehr mit seinen Papieren, dass Weller ein paar Worte von Ann Kathrin nicht mehr verstand. Er warf Scherer einen missbilligenden Blick zu, was der zur Kenntnis nahm. Der Raum, in dem sie tagten, war für einen Krisenstab eingerichtet. Von hier aus konnte für ganz Ostfriesland ein Einsatz geleitet werden. Jeder Tisch hatte ein integriertes Telefon, Sprechfunk und Computeranschlüsse. »Wir wissen inzwischen schon mehr über Herrn Jansen. Wir haben bei Google seine Biographie gefunden. Er war bis 1987 Heimleiter. Wir wissen noch nicht genau, wo, aber irgendwo in Ostfriesland.« »Was soll das heißen?«, fuhr Scherer dazwischen. »Was sind das für vage Angaben?« »Es ist nur das, was bei Google steht«, antwortete Ann Kathrin Klaasen. »Mehr haben wir noch nicht. Heimleiter in Ostfriesland. Hielt Vorträge über Schwarze Pädagogik, galt als einer der führenden Vertreter dieser Richtung. 1986 wurde er pensioniert. Sein letzter Wohnort war Wittmund.« »Er muss sich doch irgendwohin umgemeldet haben.« »Natürlich. Das überprüfen wir gerade. Ich glaube allerdings nicht, dass er in seiner eigenen Wohnung gefangen gehalten wird. Die Bilder sind untypisch. Es ist in einem Keller. Vielleicht ein alter Bunker oder so etwas.« Scherer beschwerte sich: »Es kann doch wohl nicht so ein Problem sein, seinen letzten Aufent-

haltsort zu bestimmen. Der Mann hat doch Kinder, Enkel, irgendwas.« »Klar«, grinste Rupert, »und Jansen ist in Ostfriesland ja auch ein sehr seltener Name.« Ubbo Heide massierte sich die Schläfen. »Wir recherchieren mit Hochdruck seinen Lebenslauf und die mögliche Verbindung zu den beiden ersten Opfern.« »Haben wir eine Theorie?« Weller hoffte, dass Ann Kathrin jetzt nein sagen würde, doch sie tat es nicht. Häng dich nicht zu sehr aus dem Fenster, dachte er. Aber sie sprach ganz ruhig, wie jemand, der gewohnt war, über dünnes Eis zu gehen, und dabei eben manchmal riskierte, einzubrechen.

Bettina Göschl, Klaus-Peter Wolf

Auszug aus »Die Nordseedetektive. Der versunkene Piratenschatz«

»Diese Typen gehen doch in die falsche Richtung, oder nicht?«, wunderte sie sich. »Laut der Inselkarte liegt die Kriegsgräberstätte nicht hier am Strand, sondern im Inneren der Insel, Richtung Westen.« Als hätten Lang und Finger Emma gehört, schlugen sie nun doch den richtigen Weg ein. Auf der Anton-Günther-Straße bogen sie in den Fußweg Zum Westen ein. Lautlos folgten ihnen die beiden Nordseedetektive. Ein Stück hinter der Kriegsgräberstätte kämpften sich die Gangster zielstrebig durch Hagebuttenhecken und Sanddornsträucher und erreichten endlich die Dünen. Emma und Lukas versteckten sich hinter einem Hagebuttenstrauch und lauschten aufmerksam dem Gespräch. Finger rollte die Schatzkarte auf und verglich sie mit dem Platz, an dem sie standen. »Wir haben die Stelle gefunden!«, jubelte er und zeigte auf einen Findling. »Das ist der Stein, der aussieht wie ein Drachenei. Auf der Karte sieht er fast genauso aus. Er scheint sich im Laufe der Jahre kaum verändert zu haben.« Lang betrachtete die Schatzkarte. »Du hast recht, genau so ist der Stein auf der Landkarte verzeichnet!«, freute sich Lang. »Und direkt daneben müsste der Schatz vergraben sein.« Neben ihnen im Dünengras raschelte es. Lang zuckte zusammen. »Hier gibt es aber keine Schlangen, oder?« Finger drückte Lang die Kinderschaufel in die Hand. »Quatsch nicht rum, du Hasenfuß, fang endlich an zu graben! Bald werden wir reich sein.« Mit seiner Digicam knipste Lukas Lang und Finger, wie sie sich mit dem Kinderspielzeug abmühten. Emma musste sich beherrschen, um nicht laut loszulachen. »Ich würde den beiden Spinnern gerne noch weiter zusehen«, flüsterte sie ihrem Bruder zu. »Aber ich schlage vor, wir rufen die

Polizei. Beweisfotos haben wir ja jetzt genug.« Durch seine Digicam sah Lukas plötzlich nur noch Lang. Der andere Gangster war verschwunden. Emma nahm das Handy und wählte die Nummer der Kriminalpolizei. Doch noch bevor Kommissar Stone sich meldete, erklang Fingers fieses Lachen hinter ihr. »Na, wen haben wir denn da? Guck mal, Lang, heute ist unser Glückstag!«, rief er seinem Kumpel zu. »Die beiden Rotznasen aus der Villa Janssen sind gekommen, um uns beim Graben zu helfen.« »Lauf, Emma, lauf!«, rief Lukas. Emma rannte los. Mit ihrem Ärmel blieb sie in einem Dornenbusch hängen. Lukas stellte Finger ein Bein, um ihn daran zu hindern, seine Schwester zu fangen. »Schnell, kommen Sie schnell«, schrie Emma ins Handy. »Wir sind auf Wangerooge bei der Kriegsgräberstätte! Lang und Finger sind hier. Sie bedrohen uns.« Finger stolperte über Lukas' Füße, aber er fing sich schnell wieder und rannte weiter. Der Gangster packte Emma von hinten und zerrte sie an ihren roten Haaren aus dem Gestrüpp. Dann nahm er ihr das Handy ab. Lang hatte Lukas' Digicam einkassiert und freute sich: »Die bringt sicher auch noch ein paar Euro.« Er drückte Emma und Lukas die Plastikschaufeln in die Hand. »Los jetzt! Graben!« Finger hatte ein altes Fischernetz im Sand gefunden. Er band es den Kindern um den Bauch. Das andere Ende hielt er fest in der Hand. Den Kindern blieb nichts anderes übrig, als sich an die Arbeit zu machen. Das Graben war allerdings nicht ganz einfach. Auch Lang wurde unruhig. »Mit den kleinen Schaufeln kann das ja ewig dauern. Lass uns lieber abhauen. Die Kleine hat schon die Polizei gerufen.« »Ohne Schatz hau ich nicht ab!«, protestierte Finger. »Es fahren keine Fähren mehr und der letzte Flieger ist auch schon weg. Sobald es dunkel ist, ist die Insel nicht mehr erreichbar. Die Polizei kann also gar nicht mehr hierher kommen.« »Aber auf Wangerooge gibt es doch sicher auch Polizisten«, erwiderte Lang. Finger winkte ab. »Mit denen werden wir schon fertig.

Wir sind doch Profis.« Lukas kniete im Sand und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ich mach euch einen Vorschlag. Wir graben hier weiter und schicken euch den Schatz einfach zu, sobald wir ihn gefunden haben. Wohin ihr wollt.« Lang war begeistert. »Das ist eine klasse Idee. Dann können wir abdüsen, bevor die Polizei da ist.« Finger tippte sich an die Stirn. »Du bist vielleicht ein Volltrottel, Lang! Diese Gören wollen uns doch nur reinlegen. Du glaubst doch nicht im Ernst, dass die uns den Schatz zuschicken?« »Aber bis die Kinder den Schatz mit den Plastikschaufeln ausgegraben haben, dauert es eine Ewigkeit«, entgegnete Lang. »Bis dahin werden wir geschnappt. Ich dachte, du willst nicht mehr in den Knast.« Finger überlegte. »Da hinten am Fußweg Zum Westen hab ich eine Baustelle entdeckt. Dort stehen vielleicht ein paar richtige Schaufeln rum.« Er lief los, um sein Glück zu versuchen. Wenige Minuten später kam er mit zwei Spaten zurück. Einen davon gab er Lukas, den anderen hielt er Lang vor die Nase. »Du hilfst den Kindern jetzt, verstanden?« Lang guckte verwirrt. »Ich? Wieso ich?« »Ja, soll ich den Bürgermeister fragen, oder was?«, schimpfte Finger. In diesem Moment stieß Lukas mit seinem Spaten auf etwas Hartes. Das Geräusch hatten auch Lang und Finger gehört. Sofort schoben sie die Kinder zur Seite und gruben mit den Händen weiter, bis der Deckel einer Schatztruhe sichtbar wurde. Die Gangster brachen in lautes Gelächter aus. »Wir haben den Schatz!«, jubelten sie. »Wir sind reich! Wir sind reich!« Während die Sonne langsam im Meer versank und den Horizont rot färbte, bargen Lang und Finger die hölzerne Truhe. Emma und Lukas wurden immer nervöser. Hoffentlich würde die Polizei gleich eintreffen. Als Lang das Schloss knackte und den schweren Deckel öffnete, näherte sich endlich ein Hubschrauber. Das helle Scheinwerferlicht jagte über die Dünen. Emma und Lukas sprangen auf und winkten aufgeregt. »Mist!«, schimpfte

Lang. »Das ist unfair! Die wollen uns holen. Ausgerechnet jetzt, wo wir ... Finger, schau dir das mal an! So viel Gold und ... Wir sind reich!« Finger stieß seinen Freund zur Seite. Auch Emma und Lukas trauten ihren Augen nicht, als sie in die Kiste sahen. Der Hubschrauber kreiste jetzt genau über dem Fundort zwischen den Dünen. Das Piratengold strahlte im Scheinwerferlicht. Die Edelsteine blitzten und funkelten. Lukas hielt sich eine Hand vor die Augen, um nicht geblendet zu werden. »Boah, ist das schön!«, freute sich Lang. »Nein, das ist nicht schön! Das ist total doof. Wie sollen wir denn jetzt noch mit der schweren Kiste abhauen? Die Polizei ist doch da oben ...«, beschwerte sich Finger. »Und wenn wir das Angebot der Kinder doch annehmen?«, fragte Lang. Finger guckte verwirrt. »Was für ein Angebot?« »Na, dass sie uns den Schatz schicken ... Wir können ja jetzt türmen und später sagen wir ihnen, wo wir uns versteckt halten...« »Gute Idee!«, lobte Lukas und lachte auf. Da erklang Stones Stimme von oben aus dem Polizeilautsprecher: »Hier spricht die Kriminalpolizei! Ergeben Sie sich! Jede Gegenwehr ist sinnlos.« Lang rannte einfach los, aber in der Dunkelheit stolperte er über eine Wurzel. Er fiel direkt vor die Füße der beiden Inselpolizisten, die inzwischen eingetroffen waren. Kommissar Stone hatten sie nach Emmas Anruf sofort informiert. Einer der Inselpolizisten leuchtete Lang ins Gesicht. »Na, wen haben wir denn da?!«, sagte er. »Das ist doch einer der Flüchtigen. Ich habe gerade eben ein Fahndungsfoto von euch zwei Ganoven herausgegeben.« »Ihr blöden Knalltüten!«, schimpfte Lang. Er stand auf und versuchte noch einmal zu fliehen. »Vergiss es, Kumpel!«, rief der zweite Polizist und versperrte Lang den Weg. Der Hubschrauber setzte zur Landung an und verursachte dabei heftigen Wind. Emma und Lukas warfen sich auf den Boden und hoben schützend die Hände über ihre Köpfe.

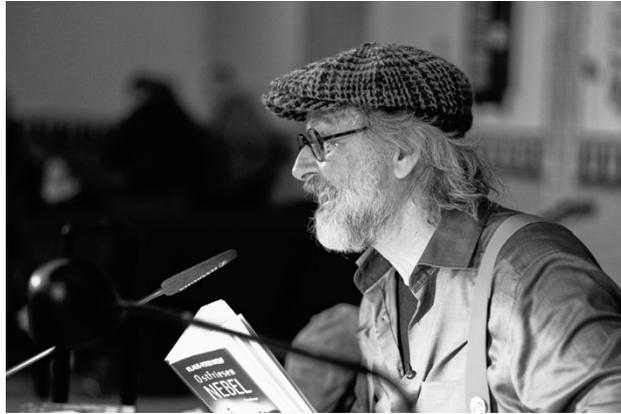


Foto: Karl-Heinz Gajewsky.

Nachwort

*»Wenn unsere Kinder aufhören zu lesen, sind wir als Kulturnation verloren. Da findet die Entscheidung statt. Den Lesevirus kann man ganz leicht verbreiten. Ein, zwei gute Bücher und man hängt ein Leben lang dran«
(K.P. Wolf)*

29. Januar 2025. Ich treffe gegen 17:30 Uhr in der Alten Kirche in Essen-Altenessen ein. Der Haupteingang der neugotischen Kirche ist verschlossen, vor der Flügeltür trotzen Menschen der Januarkälte.

Klaus-Peter Wolf wird heute seinen Kriminalroman *Ostfriesennebel* vorstellen. Premiereneinlass ist um 18 Uhr, die Lesung beginnt eine Stunde später. Über einen Nebeneingang wird mir dank Gästekarte Einlass gewährt.

Der Autor steht in der Kirche an einem der Stände. Ich bitte ihn zum Lesetisch, um dort ein Foto von ihm zu machen. Auf Autogrammkarten, Lesezeichen und Büchern blickt mich sein Konterfei hundertfach an. Vor dem Tisch steht ein Koffer mit dem Aufdruck »*Ostfriesennebel* – Spiegel Bestsellerautor«.

Ich positioniere meine Filmkamera, überprüfe den Raumklang. Zu leise und zu hallig, stelle ich fest. Schade für die Besucher: 15 Euro für eine Eintrittskarte, 18 Euro an der Abendkasse und dann dieser Kirchenhall, vom Sitzkomfort der Bänke ganz zu schweigen. Jede Wette, dass die Lesung höchstens eine Stunde dauern wird.

Um 18 Uhr wird das Hauptportal geöffnet. Die 500 Sitzplätze scheinen vergeben. Klaus-Peter Wolf beginnt sofort mit der Autogrammstunde, lacht, scherzt, ist jedem Besucher zugewandt. Bereits nach zwei Minuten teilt eine zweireihige Warteschlange das gesamte Kirchenschiff.



Foto: Karl-Heinz Gajewsky.

Rasch füllt sich der Lesetisch mit Geschenken. Zwei Besucher überreichen handgestrickte Puppen: eine Frau mit Gitarre, einen Mann mit roten Schuhen und Hosenträgern. Unverkennbar Klaus-Peter Wolf und seine Ehefrau Bettina Göschl. »Kalle, mach schnell ein Foto«, ruft mir der Geschichtenerzähler zu und lacht.

Kurz vor 19 Uhr stellt sich ein Mitarbeiter mittig in die Schlange, signalisiert: Bis hierhin und nicht weiter. Wie sein Idol trägt er rote Turnschuhe, rote Hosenträger und eine Schirmmütze. Nur die Brillen unterscheiden sich. Auf Anfrage: »An die versuche ich auch noch ranzukommen«. Ich denke, Klaus-Peter muss erschöpft sein. Anreise, Aufbau, eine Stunde Blickkontakte, Autogramme, Lächeln, Freundlichkeit. Dabei hat er letzte Nacht noch an einem neuen Buch gearbeitet und gleich morgen erwarten ihn hier 750 Schüler in drei Schichten. Ich bleibe bei meiner Wette.

Sein Double wirft die Nebelmaschine an, die Veranstaltung kann beginnen.

Klaus-Peter nimmt das kabellose Mikrofon, bewegt sich in Richtung Zuschauerreihen. Auf drei Emporen werden Zuschauerköpfe sichtbar. »Ist der Ton gut?«, fragt der Erfolgsautor: »Oder wiederholt sich das Drama meiner Kindheit? Keiner versteht mich!«

Er erkennt anwesende Freunde und stellt sie seinem Publikum vor: »Horst Dieter Gölzenleuchter, einer der ganz großen Künstler, der mich seit fünfzig Jahren begleitet und ich ihn. In einem meiner Romane sagt Ann Kathrin Klaasen, bei Horst Dieter Gölzenleuchter habe ich Sehen gelernt. In seinen Bildern, in den Drucken von den Holzschnitten, ist immer auch das Holz zu sehen, sodass sie nicht nur sieht, was gemacht wurde, sondern auch die Struktur, die sich hinter allem befindet. Und das hilft ihr auch, ihre Fälle zu lösen. Neben ihm seine nette Frau Renate, die meine erste Verlegerin war! ... Steht doch bitte einmal auf! (*Applaus ertönt*). Mein erstes Kinderbuch, noch zusammengeheftet, Oskar hat die Bilder dazu gemacht und Renate alles abgetippt. Dann gingen wir mit bibberndem Herzen mit diesem Buch los. Und ich erinnere mich, wie ich in Gelsenkirchen in die Buchhandlung Junius gegangen bin. Darf ich hier Bücher hinstellen? Sind Sie damit einverstanden? Eine Mark für den Buchhändler und zwei Mark für uns? Nach ein paar Tagen rief er mich an: Habt ihr noch mehr davon? Ich war erstaunt: Die zehn waren sofort weg. Das waren die Anfänge.«

Und es sind weitere Freunde da. Zum Beispiel Jens und Gerd vom Krabbenkutter, dem beliebten Norddeicher Imbiss. Sie helfen beim Spendensammeln für das Hospiz am Meer, verkaufen hier und heute den »Krimi Schluck« und passende Schnapsgläser mit Fotos von Klaus-Peter, der sich als Schirmherr des Fördervereins outet: »Mit meinem dummen Gesicht darauf läuft der Schnaps noch besser. Seht sie euch an: So sehen Helden

des Alltags aus.« Applaus ertönt, ich sehne mich nach einem Fischbrötchen.

Der Schriftsteller wechselt die Oberbekleidung, schlüpft in eine rote Jacke der Seenotrettung und weist darauf, dass sich die Organisation ausschließlich aus Spendengeldern finanziert. Einmal habe er fühlen wollen, wie es sei, gerettet zu werden.

Deshalb habe er sich, umgeben von drei Rettungsbooten, am Vortag in die eiskalte Nordsee gestürzt. An Bord der Schiffe RTL, SAT1, NDR und 10 bis 15 Journalisten mit Fotoapparaten. Mein innerer Kommentar: Alle Achtung, 71 Jahre alt und kopfüber ins Meer. Warum hustet er nicht?

Zum Lesetisch zurückgekehrt, teilt er mit, dass sein erster Kriminalroman *Ostfriesenkiller* inzwischen 720.000mal im deutschsprachigen Raum verkauft wurde. »Damals, wenn mir jemand verraten hätte, was daraus wird, dann hätte ich ihn gefragt, ob alles, was er raucht, legal ist. Niemand hat an das geglaubt, was später dann passiert ist. Und keiner versteht es. Ich glaube, dass Leserinnen und Leser andere gewinnen. Durch Flüsterpropaganda, das ist was Wesentliches für das Werk.«

Das Internet gibt Auskunft: 60 Drehbücher, Ausstrahlung der Verfilmungen in 32 Ländern, 130 Millionen Zuschauer allein im deutschsprachigen Raum. Neunzehn seiner Kriminalromane wochenlang auf Platz 1 der Spiegel-Bestsellerliste, Übersetzung seiner Werke in 26 Sprachen. Verkaufszahlen von über 15 Millionen.

Um Wohnverhältnisse präzise schildern zu können, lässt Klaus-Peter Wolf seine Kommissarin Ann Kathrin Klaasen bereits in seinem ersten Ostfriesen-Krimi in seinem Haus wohnen. Sogar den Straßennamen hat er preisgegeben. Kein Wunder also, dass begeisterte Wolf-Leser das Haus suchen und bei ihm klingeln. Nun weiß er immer genau, wann in NRW die Ferien beginnen.

Dann ist es endlich so weit, der Autor liest das erste Kapitel aus seinem neuen Kriminalroman. Als er gegen 20:15 Uhr eine zwanzigminütige Pause verkündet, bleibt er sitzen, erfüllt weitere Autogrammwünsche. Niemand verlässt die Kirche. Meine Wette scheint verloren.

Ich schaue mir den mit Klaus-Peter Wolf-Romanen gefüllten Büchertisch und die vielfältigen Angebote von Jens und Gerd an, ziehe Erkundigungen über das Krimi-Museum in Norddeich ein. Mir wird klar: Klaus-Peter Wolf dürfte als Wirtschaftsfaktor für seine Heimatstadt so wertvoll sein wie die Elbphilharmonie für Hamburg.

Nach der Pause liest der Schriftsteller fehlerfrei und melodios weiter Kapitel aus seinem *Ostfriesennebel*. Von Müdigkeit keine Spur. Er bleibt konzentriert und unterhaltsam, bezieht sein Publikum immer wieder ein, hat sichtlich Spaß an eigenen Einfällen. Nun habe ich keine Zweifel: Er wird die anschließende Marathon-Tournee mit derselben Energie angehen. Nach einer weiteren Stunde ist die Lesung beendet. Der Geschichtenerzähler steht auf, bewegt sich in Richtung Fangemeinde, verbeugt sich, breitet die Arme aus wie Jesus, schickt einen verklärten Blick Richtung Himmel. Das goldene Kreuz des Altarraums wirkt wie ein Schattenwurf seiner Pose.

Ja, Klaus-Peter Wolf hat Kraft gegeben und Kraft erhalten. Unentwegt schreibt er weitere Widmungen, lässt sich fotografieren und beschenken. Nur langsam leert sich die Kirche.

»Wie war ich?«, fragt der Medienprofi. »Eine Ram-pensau wie Mick Jagger« entgegne ich. Den hatte ich einmal in der SchalkeArena erlebt. Und die Akustik war auch nicht besser.

Karl-Heinz Gajewsky



Foto: Karl-Heinz Gajewsky.

Textnachweise

Wie Cornell Woolrich meinen Deutschlehrer besiegte, Schreiben, Henri Nannen, Geschichten, Mein Personal, in: Klaus-Peter Wolf: *Leben und Schreiben in Ostfriesland*. Frankfurt am Main: Fischer. Der 2022 erschienene Band kann, wie der unten erwähnte Folgeband, nicht regulär gekauft, sondern gegen eine Spende für den Förderverein Stationäres Hospiz Norden e.V., dessen Schirmherr Klaus-Peter Wolf ist, erworben werden. Mit diesem Kolumnenband möchte der Verlag Klaus-Peter Wolfs Engagement für das Hospiz ehren und unterstützen – *Nach dem Fußballspiel in Klaus-Peter Wolf: Versuche aufrecht zu gehen*, Literarischer Verlag Braun, 1976 – *Remedios und die Kunstszene in Gelsenkirchen*, in Neue Westfälische Zeitung, 22.11.2024 – An die Redaktion der Zeitschrift ASPHALT, ›1971‹, Brief an Horst Dieter (Oskar) Gölzenleuchter, 13. April 1994, sämtlich unveröffentlicht – Auszug aus *Mein Freund Pinto*, Wanne-Eickel: Proletenpresse 1972 – Auszug aus *Die Fliegen kommen*, Leverkusen: Literarischer Verlag Braun – *Kinderspiele*, Anthologie *Revier heute*, *Neue Texte aus der Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen*, Herausgeber Hugo-Ernst Käufer, Bitter Verlag Recklinghausen 1971 – *Begegnungen mit Max von der Grün*, Nachwort zu "Späte Liebe" im Rahmen der Werkausgabe Max von der Grün, Pendragon Verlag 2011, Auszug aus *Dosenbier und Frikadellen*, Leverkusen: Literarischer Verlag Braun 1979, Neuauflage Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1991 – *Reinhart*, in: *Klaus-Peter Wolf. Leben und Schreiben in Ostfriesland. 70 neue Kolumnen*, Frankfurt am Main: Fischer, 2023 – ... und dann kamst du! München: Droemer Knauer 1985 – Auszüge aus *Die Abschiebung*, Zürich: Benzinger 1984 – Auszüge aus *Traumfrau*, München: Goldmann 1989 – Auszug aus *Samstags, wenn Krieg ist*, Hamburg: Hoffmann und Campe (Neuaufgaben München: Droemer Knauer 1995, Bielefeld Pendragon 2009) – Auszug aus *Donnas Baby*.

Frankfurt am Main: Fischer 1998 – die *Kanzelrede in der Altenkirchener Christuskirche* fand am 22.10.2000 statt, <https://www.klauspeterwolf.de>; die zitierte längere Passage stammt aus Klaus-Peter Wolf: *Seeräubergeschichten*. Bindlach: Loewe-Verlag 1993, 8. Auflage – Auszug aus *Todesbrut*, Bindlach: Script 5. 2010 – *Das ostfriesische Ritual*. Kurz-Krimi aus *Mord am Deich*, Fischer, 2016 – Auszug aus *Karma-Attacke*, Bern, München, Wien: Scherz 2001, Frankfurt am Main: Fischer, 2010 – Auszug aus *Todesspiel im Hafen: Sommerfeldt räumt auf*, Frankfurt am Main: *Der versunkene Piratenschatz*, Hamburg: JUMBO Neue Medien & Verlag GmbH, 2017 - *Der Wunsch, Schriftsteller zu werden*, in: Klaus-Peter Wolf im Interview mit Miriam Dabitsch, LOKAL KOMPASS, 25.01.2025.

Bibliografie

Einen ausführlichen Überblick über Klaus-Peter Wolfs Werke, seine Auszeichnungen und seine Arbeiten für Funk und Fernsehen bietet der Wikipedia-Artikel über ihn sowie der Eintrag im Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren, siehe https://www.lexikon-westfaelischer-autorinnen-und-autoren.de/autoren/wolf-klaus-peter/#selbststaendige_veroeffentlichungen_in.

Dank

Der Bearbeiter dankt Renate und Horst Dieter Gölzenleuchter für ihre Mithilfe bei der Erstellung dieses Lesebuchs – beim Text »Karma-Attacke« dankt Klaus-Peter Wolf der Reinkarnationstherapeutin Victoria Stratenwerth, von der er viel über Reinkarnation und Rückführungen gelernt habe, und Annette Liebrecht, die ihm »bei der abenteuerlichen Reise in die Abgründe menschlicher Seelen begleitet« habe.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland

(Bd. 66) ■ Ilse Kibgjs (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Wed-digen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohen-hausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuck-mann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benz-ler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119). ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120). ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132) ■ Martin Becker (Bd. 133) ■ Fritz Eckenga (Bd. 134) ■ Walter Höher (Bd. 135) ■ Rolf Schönlau (Bd. 136).